RUHR-REFLEXE

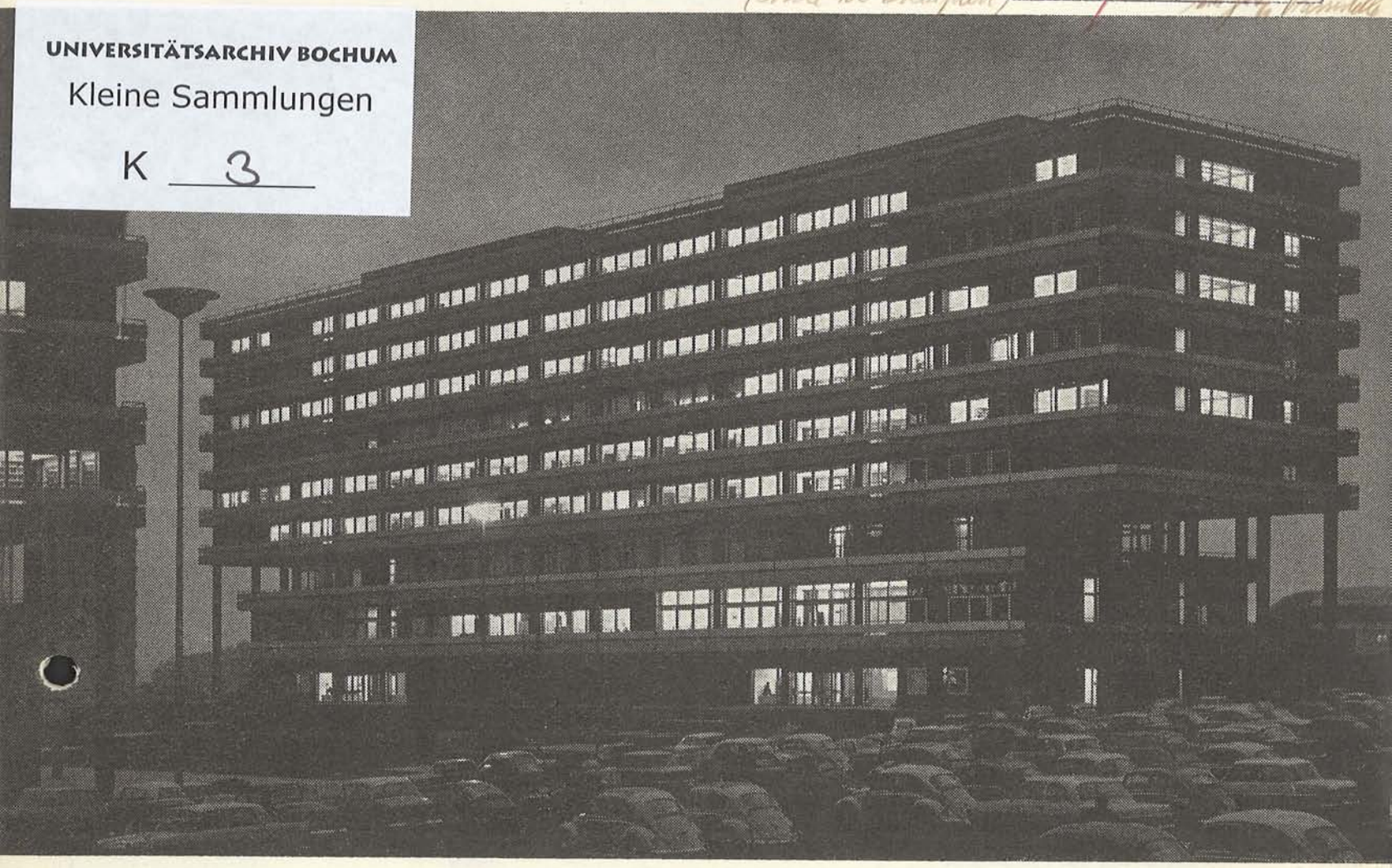
Zeitschrift der Bochumer Studentenschaft

Offizielles Organ des Allgemeinen Studentenausschusses an der Ruhr-Universität

Ruhr-Universität
Bochum
13. JAN. 1967
Ges.
Az.

(etwa 100 Exemplare)

UNIVERSITÄTSARCHIV BOCHUM
Kleine Sammlungen
K 3



Heft **3**

Jahrgang 1
15. Dezember 1966 bis 15. Januar 1967
Preis 50 Pf

Aus dem Inhalt:

Abschaffung der Studiengebühren! (S. 5)

Verriß eines katholischen Theologen (S. 7)

Vorlesungskritik an der Ruhr-Universität? (S. 11)

Die Dekane nehmen Stellung (S. 13)

Scherbengerücht (Affäre um den AStA-Vorsitz – Süßmilchs Fall) (Einlage)

Ruhrfestgespieltes (Eine Kritik) (S. 20)

Dichtung und Arbeit (Vorstellung der Dortmunder Gruppe 61) (S. 23)

Theorie

Herausgegeben von Hans Blumenberg, Jürgen Habermas, Dieter Henrich und Jacob Taubes

Theorie 1 jeder Band 8,— DM

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Politische Schriften
Nachwort von Jürgen Habermas

Ludwig Feuerbach
Kleine Schriften
Nachwort von Karl Löwith

Rudolf Carnap
Scheinprobleme in der Philosophie
Einleitung von Günther Patzig

Theorie 2 jeder Band 10,— DM

Meyer Fortes · Ödipus und Hiob in westafrikanischen Religionen
Aus dem Englischen von Klaus Figge
Das Ziel dieser Studie über das Verhältnis der Begriffe und Gerechtigkeit in der westafrikanischen Religion ist es nicht, Parallelen zu finden, sondern gemeinsame Grundelemente in den religiösen Konzeptionen zum Vorschein zu bringen, die erst bei genauerer Betrachtung der Organisation und Struktur einer Gesellschaft hervortreten.

Erik H. Erikson · Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze.
Aus dem Amerikanischen von Käte Hügel
Der Begriff der Ich-Identität, den Erikson in verschiedenen Arbeiten entwickelt hat, meint einen spezifischen Zuwachs an Persönlichkeitsreife, den das menschliche Individuum am Ende seiner Adoleszenz der Fülle seiner Kindheitserfahrungen entnommen haben muß, um für die Aufgaben des Erwachsenenlebens gerüstet zu sein.

Peter Winch
Die Idee einer Sozialwissenschaft und ihre Beziehung zur Philosophie
Aus dem Englischen von Roland Pelzer
Die Naturwissenschaften haben sich im 17. Jahrhundert von der »toten Hand der Philosophie« befreit und seitdem ihren Siegeszug antreten können, die Sozialwissenschaften dagegen müssen ihren Newton erst noch finden — von dieser heute beliebten Auffassung geht Winch aus. Er versucht, die Stellung der Sozial- und Geisteswissenschaften zwischen Philosophie und Naturwissenschaft neu zu bestimmen.

Bitte verlangen Sie den ausführlichen Sonderprospekt

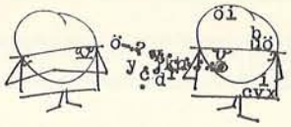
SUHRKAMP VERLAG
6 Frankfurt — Postfach 2446

STUDENTEN
DRINGEND GESUCHT

Wir interessieren uns für Sie als Zuschauer in unseren Vorstellungen. Nicht so sehr wegen der möglichen Mehreinnahme — Sie brauchen auf allen Plätzen ja nur die Hälfte zu zahlen (für diese Hälfte interessieren wir uns natürlich auch). Vor allem aber legen wir Wert auf Sie als aufgeschlossenes, kritisches, junges Publikum. Von Ihren Reaktionen erhoffen wir uns, daß sie uns neue Maßstäbe für neue Formen und Inhalte finden helfen. Wir bieten Ihnen einen farbigen Spielplan auf zwei Bühnen — im großen Haus und in den neuen Kammerspielen. In Kürze werden wir Ihnen ein Sonderprogramm ankündigen. Über die laufenden Vorstellungen informieren Sie unsere Plakate.

SCHAUSPIELHAUS BOCHUM
HANS SCHALLA **Königsallee 15**

echo



Freunde, alte und neue,
— wer hätte das gedacht! Nicht nur, daß RUHR-REFLEXE den so sehr geschätzten Titelschriftzug ändern mußten, weil es in Köln auch schon „reflexe" gab, nicht solche wie diese hier allerdings . . .
Hinzu kam: unsere Kohlen türmten sich nicht gleich zu Halden — wir standen da in direkter Erbfolge zur (gesteuerten) Wirtschaftskrise —, so daß wir einen ganzen Monat auf uns warten lassen mußten; zu Bergen stapelten sich dagegen die Manuskripte, und R-R-Redakteure gerieten sich in die Haare, weil keiner auf seinen spirituellen Senf verzichten wollte . . .
Unbeschadet davon vergrößert sich unser Leumund ständig: während ein Teil der Lokalpresse, darunter eine gewisse studentische, verbissen an unserer Rufermordung arbeitet, flattern uns von draußen Lobsprüche in die Redaktionsstube. Ein bekannter westdeutscher Hochschullehrer schreibt uns, er fände RUHR-REFLEXE „gut, weit besser als andere Studentenzeitungen" und ist bereit, sein Urteil zu präzisieren. Beiträge von RUHR-REFLEXE-Redakteuren werden zitiert im „Kölner Stadt-Anzeiger" so gut wie in der „Stuttgarter Zeitung", im Westdeutschen Rundfunk so gut wie im Deutschlandsender. Vom „Rheinischen Merkur" kommt eine Anfrage betreffs Wiederverwendung zweier von uns gebrachter Fotos.
Gründe, um zu frohlocken. Doch verirren wir uns nicht ins Selbstlob, unterlassen wir weitere editorische Verkündigung, lassen wir aus Briefen und Artikeln von selbst zwanglos ein Programm sich kristallisieren! Auf jeden Fall: der Mitarbeit aller Interessierten steht dieses Blatt, wenn irgend Raum ist, offen!

Betr.: RUHR-REFLEXE — das Ganze

„Ihre RUHR-REFLEXE sind inzwischen in unseren Verkaufsständen gelandet und erfreuen sich, soweit wir sehen, lebhaften Zuspruchs. Leider sind wir nicht in der Lage, die Klauquote einzuschätzen . . ."
Cornelius Riewerts, SEMESTERSPIEGEL, Münster

„Bei einem Bekannten hatte ich die Gelegenheit, die beiden ersten Nummern der RUHR-REFLEXE einzusehen. Zwei Fortsetzungsbeiträge interessieren mich, und ich möchte Sie bitten, mir sämtliche Ausgaben mit den Serien ‚Die Rolle des Kritikers (der Kritik) in unserer Gesellschaft' und ‚Autorität in dieser Zeit' zum Studentenpreis zuzusenden . . ."
Gero Knobel, stud. phil., Frankfurt

„. . . Sowohl der Deutsche Journalistenverband als auch wir würden uns freuen, wenn Sie uns künftig mit je einem Exemplar bedenken würden . . ."
Janischewski, Geschäftsführer im Rheinisch-Westfäl. Journalistenverband e. V., Düsseldorf

„Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns laufend Ihre Zeitschrift auf unsere Kosten zusenden würden . . . an Ihrer Arbeit sehr interessiert . . ."
Kurtmartin Magiera, Redaktion RUHRWORT, Essen

„Ich danke Ihnen für die Zusendung Ihrer Zeitschrift und verspreche Ihnen, sie eifrig zu studieren (. . .) Hals- und Beinbruch und freundliche Grüße."
Dr. Karl-Heinz Hagin, Kulturreferent im DGB, Düsseldorf

„. . . Ich darf zum Schluß anmerken, daß ich RUHR-REFLEXE mit Vergnügen durchblättert (nicht nur, sondern auch gelesen) habe und daß ich Ihrer Arbeit alles Gute wünsche."
Dr. Godde, Leiter der Volkshochschule der Stadt Essen

„Für den literarischen Teil der RUHR-REFLEXE erlaube ich mir, Ihnen einen Beitrag zu schicken . . ."
Ulrich Raschke, Literaturabteilung der Jungen Akademie, München

„. . . Wenn ‚MoDell' von mir einen Beitrag bekommen hat, heißt das nicht, daß ich deren Mitarbeiter bin; sollten die Herren diesbezüglich etwas gesagt haben, ist es unwahr."
Max von der Grün, Schriftsteller, Dortmund

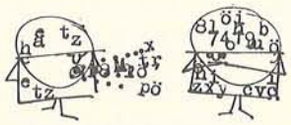
Berichtigung. „Die in RUHR-REFLEXE, Heft 2, Seite 3, mittlere Spalte, 14. bis 8. Zeile von unten, abgedruckten, mit meinem Namen unterzeichneten vier Sätze habe ich weder geschrieben noch in dieser Form ausgesprochen. In diesen Sätzen vorkommende Themen wurden in zufälligen und flüchtigen Gesprächen zwischen Redakteuren der RUHR-REFLEXE und mir gestreift. Die abgedruckten Sätze haben jedoch mit Stil, Sinn und Tendenz meiner Äußerungen keine Ähnlichkeit.
Jürgen Frese, Bochum

„. . . Ihre Zeitschrift mit großem Interesse gelesen. Ich fand Inhalt und Gestaltung bereits der ersten Ausgabe sehr aufschlußreich und erfreulich, so daß mir der Inhalt einiger, in Nr. 2 veröffentlichter Leserbriefe seltsam erschien. — Sehr gern würde ich Ihre Zeitschrift in meiner Serie (= „Jugendzeitschriften — unter der Lupe") besprechen (die in lockerer Folge in der ‚Frankfurter Rundschau' auch weiterhin erscheinen wird) . . . Im übrigen möchte ich Ihnen sagen, daß die RUHR-REFLEXE mich keineswegs nur im Hinblick auf meine Serie interessieren. Ich freue mich, daß immer mal wieder jemand Mut und Geduld aufbringt, ein Projekt mit Niveau zu starten. — Deshalb wünsche ich Ihnen und Ihren Mitarbeitern viel Erfolg, die Anerkennung, die Ihnen gebührt, und — ein ausreichendes Maß an Geduld, um Ihre gute Absicht weiterzuverfolgen."
Günter W. Lorenz, Publizist, Renchen i. S.

„Der Zeitschrift und Ihnen sowie allen, die damit zu tun haben, wünsche ich Glück und Erfolg. Zu einem ‚Leserbrief' sehe ich mich im Augenblick weder inspiriert noch provoziert. Meine Mitarbeiter und ich würden jedoch gern Ihr Blatt regelmäßig lesen. Mit Prosit und Glückauf Ihr"
Werner Höfer, wdr/Westdeutsches Fernsehen (Programmdirektion), Köln

„Ich habe die RUHR-REFLEXE mit Interesse gelesen und kann nur wünschen, daß Sie an der Arbeit bleiben; denn die Probleme der Universitätszeitschriften liegen ja entscheidend in dem Punkt, daß die Schriftleitungen rasch wechseln und somit immer wieder eine Änderung in der Zusammensetzung der Redaktion eintritt. Das kann ein Vorteil, in vielen Fällen aber auch ein Nachteil sein. In jedem Fall wünsche ich Ihnen gedeihliche Arbeit."
Dr. Martin Nebe, Arbeitsgemeinschaft der deutschen Werkschriftleiter, Bocholt

Raoul Huebner, Schall & Rauch, Georg Samsa, Paul Otto, TOMs Briefe: goldig, goldrichtig; herrlich, zum Vernaschen wahr.
Die sind aktuell genug, amüsieren genug, besonderer Schreibstil ist schon drin, for heaven's sake no ‚gedanklich-essayistisch' experiments.
Am besten wäre: die Reflexe, Seite für Seite, drüben und hüben voll von Huebner; oder stimmt's nicht?
Joshua N. Warumnicht, Bochum



Betr.: Artikel „Hehre Stunde Alter Philologen"

Um von Bochums Universitätsbürgern einen Leserbrief zu erlangen, muß man sie schon eigens dazu erpressen. Von selbst kommt da keiner auf den Gedanken, weder Student noch Professor. Sogar im Falle eines Artikels wie des über Schadewaldt, der zuerst und vor allem hinter den Kulissen erheblichen Staub aufgewirbelt hat. Man muß da allerlei gegen die Zeitschrift vorgehabt haben — doch davon erfuhr die Redaktion zunächst nichts. Bis diese beschloß, die Sache ans Licht zu bringen, indem sie an den Dekan der Abteilung für Philologie (zu der Zeit Herr Prof. Suerbaum) und den Altphilologen Prof. Lieberg einen Brief richtete, worin u. a. stand:

Anfrage

„Der Redaktion ist bekannt geworden, der Dekan sei aufgrund der erregten Reaktion von Herrn Prof. Lieberg von diesem veranlaßt worden, Schritte gegen die Publikation zu unternehmen. Gegenüber dem Vorsitzenden des Allgemeinen Studentenausschusses, der Mitherausgeber der Zeitschrift ist, muß seitens des Dekans sogar von ‚Verbieten' oder ähnlichem die Rede gewesen sein.
Ich muß ehrlich sagen, daß ich über derartige Absichten ziemlich bestürzt gewesen bin. Die — ohne Umschweife — autoritären Anwandlungen, die daran deutlich geworden sind, stehen, glaube ich, unserer jungen Universität nicht gut an . . .
Unsere Zeitschrift betont im Impressum ausdrücklich ihren Forumscharakter. Die Tatsache, daß sie durch einen Beschluß der Fachschaftsvertreterversammlung vom 7. Juli zur ‚offiziellen Zeitschrift der Studentenschaft an der Ruhr-Universität' erklärt worden ist, verdeutlicht, daß in ihr — als dem Organ der gesamten Studentenschaft — **jeder Student** seine Meinung zu sagen befugt ist, so wenig sich diese Meinung mit der anderer Studenten zu decken braucht.
Die Studentenschaft hat durch ihre Vertreter insgesamt 7 Ruhr-Studenten (darunter 3 Angehörige des Allgemeinen Studentenausschusses, 1 Präsident des Parlaments) mit der Herausgabe der Zeitschrift beauftragt. Diese Herausgeber haben nun, wie es nicht anders üblich ist und statutsmäßig festgelegt werden wird, eine Redaktion eingesetzt — die ihrerseits presserechtlich für die Verantwortung zeichnet.
Beschwerden hätten also in **erster** Linie an die Redaktion, in letzter Linie erst an die Herausgeber sich zu richten. Von ihr allein wären die üblichen Dinge zu verlangen: Richtigstellungen, Gegendarstellungen etc. Die Herausgeber im Gegenteil brauchen sich nicht mit allem identisch zu erklären, was in der Zeitschrift — **als einzelstudentische Meinung** — gedruckt wird, ja sie können in ihrer Amtstätigkeit selbst der Kritik unterworfen sein, wohl aber die Redaktion, solange Artikel namentlich nicht als Autorenmeinung gekennzeichnet sind . . .
Bitte glauben Sie nicht, die Redaktion (oder, wie es fälschlicherweise hieß, die Studentenschaft) habe mit dem Artikel die Professorenschaft insgesamt desavouieren wollen oder es sei versucht worden, einen Keil zwischen beide zu treiben. So gut die Zeitschrift ein Diskussionsforum für die ganze Studentenschaft sein möchte (wenn nur einzelne sich interessiert genug zeigen), ebenso gut möchte sie auch ein Ort der Meinungsäußerung für die Professorenschaft sein (so diese jene nicht verschmäht), da ja die Professoren und Studenten auch auf anderer Ebene Angehörige **derselben** Körperschaft sind.
Was an dem inkriminierten Artikel vielleicht überrascht hat, war sicher, überhaupt Kritik zu hören aus ruhrstudentischen Reihen. Und das Faktum allein, derselben Körperschaft anzugehören, schließt ja wohl Kritik an anderen Mitgliedern eben derselben nicht aus. Der Artikel war ein, in seiner Art gewiß überspitzter, Ansatz und nicht mehr zur VORLESUNGSKRITIK, wie sie in größerem Stil durchzuführen der Redaktion der Zeitschrift vorschwebt. Daß solche Kritik ihre legitime Seite hat, werden Sie sicher nicht bestreiten wollen.
Ich wende mich heute an Sie, um Sie zu bitten, Ihre Meinung zu dem Artikel, der auch meiner Ansicht nach in einigen Passagen unqualifiziert war, in kurzer Form schriftlich niederzulegen. Wir möchten Ihre Äußerung ohne Kürzung drucken. Es soll keinsfalls der Eindruck entstehen, die Meinung der Professoren sei übergangen worden."
Raoul D. Huebner für die Redaktion der RUHR-REFLEXE

Antwort

Folgende Antworten gingen daraufhin ein (man vergleiche außerdem noch die Stellungnahme des nunmehrigen Dekans zum Thema VORLESUNGSKRITIK im Innern des Blattes):

„In dem Artikel der RUHR-REFLEXE über den Vortrag von Professor Wolfgang Schadewaldt kann ich keinen Ansatz zu einer Vorlesungskritik, die irgendwie sinnvoll und des akademischen Bereiches würdig wäre, erkennen.
Der Artikel ist ohne Geschmack, stillos und mit äußerst geringer Sachkunde geschrieben. Als Kritik im eigentlichen Wortsinn kann er kaum gewertet werden; denn er unterscheidet nicht, sondern vermischt, was miteinander nichts zu tun hat. Auch als Ausgangspunkt eines Dialoges kommt er nicht in Betracht, da jeder Dialog ein Minimum von Respekt gegenüber der Sache und den sie vertretenden Menschen voraussetzt.
Was die RUHR-REFLEXE gebracht haben, ist nicht nur, wie Sie sagen, ‚in seiner Art möglicherweise überspitzt . . . und in einigen Passagen unqualifiziert', sondern im Ganzen menschlich abstoßend, intellektuell verfehlt und daher auch wirkungslos.
Wenn sich jemand auf Grund dieses Artikels von der Klassischen Philologie abwendet, so kann man das kaum bedauern.
Sie werden, wie ich jedenfalls hoffe, verstehen, daß ich unter den genannten Umständen keinen Anlaß sehe, auf Einzelheiten des Artikels einzugehen."
Prof. Dr. Godo Lieberg

Weitere Leserstimmen zum Schadewaldt-Artikel s. S. 10

Für Menschen mit eigener Meinung

Vorzugspreis für Studierende

monatlich DM 2,75 als Abholabonnement
monatlich DM 3,— bei Postzustellung

Abholstellen:
Buchhandlung Brockmeyer, Bochum-Querenberg, Lennershofstraße 70
neben der Mensa
Buchhandlung Oscar Hengstenberg, Bochum-Querenberg, Buscheystraße 119
an der Universität
Dort, sowie im Geschäftszimmer des AStA, erhalten Sie auch Gutscheine
für eine 6-Tage-Probelieferung
Frankfurter Rundschau, 6 Frankfurt am Main 1, Postfach 3685

Schlör

GETRÄNKE
VON
INTERNATIONALEM
RUF

SCHLÖR-GESELLSCHAFT MBH
BOCHUM UND RECKLINGHAUSEN

Besuchen Sie
die kulturellen Einrichtungen
der Stadt
GELSENKIRCHEN

Musiktheater im Revier
Oper — Operette — Schauspiel — Ballett
*

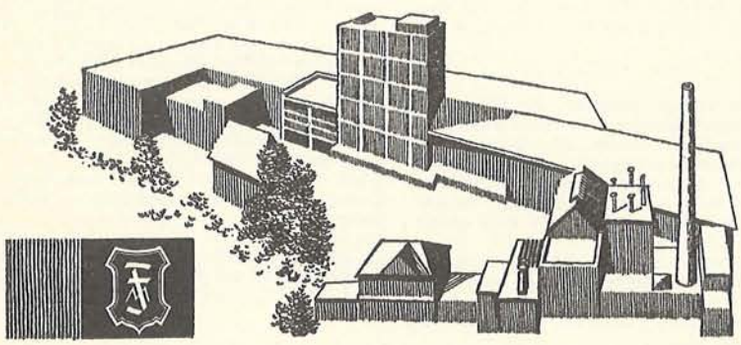
Städt. Kunstsammlung
Städt. Heimatmuseum
Städt. Kunstausstellungen
Gelsenkirchen-Buer, Horster Straße 5—7
Gelsenkirchen-Buer, Breddestraße 23
*

Städt. Volksbildungswerk
*

Konzertveranstaltungen
im Hans-Sachs-Haus
*

Stadtbücherei
*

Auskunft erteilt das
STÄDT. KULTURAMT
GELSENKIRCHEN
Hans-Sachs-Haus



BOCHUMS
EINZIGE
PRIVATBRAUEREI
MIT
DEM
IMMER
BEKÖMMLICHEN

FIEGE-PILS

BRAUEREI MORITZ FIEGE BOCHUM

Zum Beispiel: 160 Mark

Zur geplanten Erhöhung der Studiengebühren in NRW

Ein Protest / Hannes Heer

Der untenstehende Beitrag erreichte uns nach Redaktionsschluß aus Bonn. Obgleich wir die Absicht hatten, den Studenten dieser Universität bereits in dieser Nummer (an sich schon spät genug) über des Strauß-Assistenten Marcel Hepp drastischen Vortrag zum Thema „Wissenschaft im Raume der Politik" (am 1. Juli bei der Neuen Bochumer Burschenschaft gehalten) zu berichten, entschlossen wir uns, damit noch eine Nummer zu warten und statt dessen diesen Beitrag zu drucken.

Wenn wir auch in NRW seit einigen Tagen eine neue Regierung haben, so scheint uns Heers Artikel doch so wichtig und möglicherweise für die neue Regierung so informativ (wir beabsichtigen, Nr. 3 der RUHR-REFLEXE einigen Landtagsabgeordneten zuzusenden), daß wir ihn trotz mancher klassenkämpferischer Pointen ungekürzt veröffentlichen. Heute will den Klassenkampf ja niemand mehr wahrhaben, da allein der Gedanke „das gute Verhältnis" zu allen möglichen Potentaten stören könnte: das Kriechen ist uns schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß die Wahrheit den, der sie äußert, bereits diskreditiert. Der Beitrag ist in mehrfacher Hinsicht für unser Organ riskant (Beachte Impressum!).

Wir wundern uns schon lange, daß Studenten dieses Landes noch immer Studiengebühren entrichten müssen, als wäre die Ausbildung zu einem akademischen Beruf eine besondere landesherrliche Gnade. Wir empfehlen daher der neuen Regierung beschleunigte Abschaffung dieses Zopfes: Wir sind es satt, immer wieder hören zu müssen, daß der Arbeiter mit seinen Steuern die Universität bezahle, wir also dankbar zu sein hätten. Gerade die Arbeiterkinder werden doch durch genannten Brauch benachteiligt. Wir sind der Meinung, daß eine Unterstützung der Universitäten weit sinnvoller wäre als eine solche der sogenannten Vorwärtsverteidigung im Sinne deutscher Gaullisten. Wir sind nicht der Meinung, alle Ziele dieses Staates seien ehrenhaft. Die Redaktion

I.

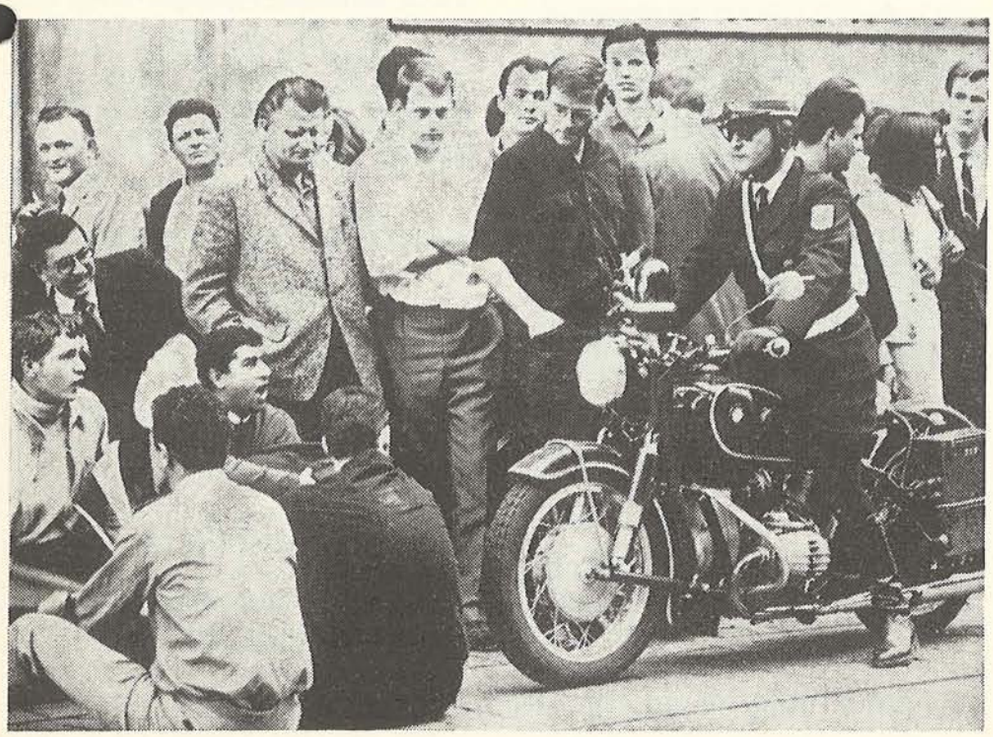
„Die Reinigung der Diensträume ... kann nur noch jeden zweiten Tag erfolgen." – „Wäsche ist nur dann zur Reinigung an die Wäscherei abzugeben, wenn das Stück ihrer wirklich bedarf; das ist bei Handtüchern in der Regel nur alle zwei bis drei Wochen der Fall." – „Anträgen auf Reinigung von Gardinen, Fenstervorhängen sowie Teppichen kann ich in diesem Rechnungsjahr leider nicht mehr entsprechen."

So beantwortete der Kurator einer Hochschule in diesem Lande (Münster) die 10 %ige Kürzung der Haushaltsmittel. Es soll hier nicht beredet werden, wann dieser verbleibende Rest von Hygiene durch die einmal jährlich stattfindende Generaldesinfizierung abgelöst wird. Viel verheerender sind die Wirkungen dieser dauernden Streichungen auf den Ausbau der Institute, die Entwicklung der Forschungsvorhaben, schließlich der Lehrbetriebe.

Die Gründe der Finanzmisere findet nicht, wer in Düsseldorf herumschnüffelt, man muß sich dazu schon nach Bonn bemühen, die für die Länder nachteilige Einkommens- und Körperschaftssteuer studieren, prüfen, wofür diese Gelder ausgegeben werden. Man befindet sich damit, das soll gleich gesagt werden, auf einem Wege, den VDS-Funktionäre so wenig wie AStA-Vertreter, die wenigsten der Studenten, jemals eingeschlagen haben oder bereit sind einzuschlagen. Man ist mitten in der Politik.

Wer da abschaltet, der muß weiterhin in Juli-Demonstrationen sein Heil suchen, die lautstark verkünden, daß etwas getan werden muß, aber nicht artikulieren, wie das geschehen soll. Wer konkret werden will, der muß die Ziele dieses Staates diskutieren, weil sich danach die Zuteilung der Gelder bemißt.

Der Verfasser nimmt den Vorwurf auf sich, dieser Diskussion an diesem Orte auszuweichen. Er nimmt an, diese Ziele, ihre Ehrenhaftigkeit und ihre adäquante Reihenfolge seien über jeden Zweifel erhaben. Er geht also dem Hinweis Ralf Dahrendorfs, jeder Starfighter sei eine Volksschule, mit allen Randkosten sogar eine kleine Uni wert, nicht nach.



Immerhin muß er aber feststellen, daß dieser Staat seine Ziele nicht oder nur mangelhaft erreicht. Das gilt, wie Minister Stoltenberg mit seinem Hinweis, die BRD sei im Raumfahrtsprogramm und in der Atomforschung weit zurück, zeigt, z. B. für die Rüstungspolitik, deren Effektivität sich heute in diesen Bereichen weitgehend entscheidet. Das gilt auch für die wirtschaftliche Expansion: nicht nur fehlen Ingenieure und qualifizierte Fachkräfte, es fehlt auch bisher eine genaue statistische Erfassung dieses Bedarfs, auf der eine langfristige Planung aufbauen könnte. Es fehlen nicht erst seit Georg Pichts aufrüttelnden Artikeln Lehrer, es fehlen schließlich sogar solche, die lernen. Es herrscht allgemeine Konfusion.

Ein Durcheinander, von dem viel abhängt für die Produktivität, die gegenwärtige und die von morgen, muß diejenigen auf den Plan rufen, denen die Sicherung der Profitraten schon immer am Herzen lag. Bezweifelt jemand, daß sich Politiker finden werden, die stiernackig genug sind, solches als nationale Aufgabe zu erkennen, kompromißlos durchzusetzen? **Die freie und soziale Marktwirtschaft ist seit jeh ein Popanz gewesen, das Schicksal des demokratischen Rechtsstaats hat sich lange vor dem Judaskuß der Sozialdemokraten entschieden.**

Sich mit diesem Bankrott zu beschäftigen lohnt daher eigentlich nur im Hinblick darauf, wer sich der Konkursmasse annimmt.

II.

Zum Beispiel: der Hochschule.

Eingedenk des Spruchs des Herrn, von dem, was da schon am grünen Holz geschieht, sollten sich christliche Gemüter die Erben vorstellen können. Profane Geister sind gehalten, den Hauch von dem heraufkommenden Hornung unvermittelt auf sich wirken zu lassen. Sie macht frösteln, die Pauschalierung. An Studiengebühren und Hörgeldern haben die Studenten der Universitäten und Technischen Hochschulen des Landes NRW ab nächstem Sommersemester 160 DM zu zahlen.

Diese Maßnahme geschieht aus Rationalisierungsgründen, so sagt das Kultusministerium (Mikat). Das ist blanke Demagogie: ein Anruf auf jedem Uni-Sekretariat genügt, um zu erfahren, daß nichts, rein gar nichts eingespart wird. Die Hörgelder der Professoren werden nicht pauschaliert! Sie müssen gesondert aufgerechnet werden. Das ist wahrhaft doppelte Buchführung.

Aber es kommt noch besser: Die Pauschalierung beseitige Ungleichheiten der Belastung unter den Studenten, v. a. zwischen Geisteswissenschaftlern und Medizinern. Der Festpreis von 160 DM stelle einen Mittelwert dar. Sollte der Minister wirklich unbemerkt und wie von ungefähr dem Gesetz entraten sein, das da ehern, solange es kapitalistischen Markt gibt, fordert: Für jede gelieferte Ware – Lerngut – den angemessenen Preis – Hörgeld? Es ist unwahrscheinlich. Also, was hat er sich dabei gedacht? Er rechnete mit Mehreinnahmen. Das hat er den Studenten nicht erzählt. Ihnen gegenüber war er (der Herr Professor) so skrupellos, zur glatten Lüge zu greifen, um den hohen Satz zu rechtfertigen.

Der geneigte Leser kann sich davon überzeugen, daß der Mittelwert für Studiengebühren und Kolleggelder an den Hochschulen des Landes weit niedriger liegt. Das Studentenwerk der Universität Bonn rechnet mit 141 DM pro Studentenkopf und Semester. Wofür diese Mehreinnahmen? Die Sorge des Ministers um die Volksschulen ist bekannt, und es ist viel Lobes darüber im Lande. Es ist auch der Mangel an Lehrern nichts Neues mehr. Neu ist nur die

▶

hochschule

Zum Beispiel: 160 Mark

Art, die Lücken zu schließen. Da wird nicht das Gehalt angehoben, da werden nicht die Arbeitsbedingungen verbessert, da senkt man die Studiengebühren der PH-Studenten von 120 DM auf 80 DM, eine Maßnahme, die jeden, der nicht den Optimismus der biblischen Lilien teilt, entzücken würde, ginge sie nicht auf Kosten der Kommilitonen an den Universitäten. Würde nicht diese Bedenkenlosigkeit ins Auge springen, mit der Lasten von der einen Schicht auf die andere übertragen werden, je nach Marktlage, wobei weder die eine noch die andere in der Lage ist, diese Lasten zu tragen, man könnte mit dem christdemokratischen AStA-Chef von Köln (Läpple) der Meinung sein, das alles seien im Grunde harmlose Schnurrpfeifereien, zumal der Finanzminister diese Mehreinkünfte bestreitet und die Pauschalierung also einer besseren Durchkalkulierung wegen, nicht aber um der Studentenproteste willen, zunächst verschoben wurde. Es sind weiß Gott keine Faschingsspäße. Es ist ein Anschlag auf die Geisteswissenschaftler sowie die Mediziner.

Der Leser wird, wenn er den Spaltertrick des Ministers durchschaut hat, einsehen, daß die Benachteiligung der Geisteswissenschaftler ihren Grund hat, einen Grund, der die Allgemeingefährlichkeit dieser Maßnahme deutlich macht. **Besagte Geisteswissenschaftler haben unter den Studierenden die größte Freiheit der Stoffwahl, der Examensvorbereitung; es existieren fast keine Studienpläne, selten Zwischenprüfungen, sehr viele studieren sehr lange – und da hakt es ein! Man hat die Zwangsexmatrikulation erfunden, man gesellt ihr die Pauschalierung hinzu. Anstatt die Studiengänge zu reformieren, unterschiebt man ihnen diese administrativen Wechselbälge.** Es steht nicht mehr die Methode in Frage, die verwerflich genug und daher Grund genug zum persönlichen Angriff auf den Minister ist, es geht um das System, in dem dieser Aspekt auftaucht, das solche Konzeption ermöglicht.

III.

Dieses System ist nicht in der Lage, eine gehörige Studienreform durchzuführen. Es greift deshalb zu administrativen Maßnahmen, die mit Druck ausgeführt werden. **Dieser Druck geht an die soziale Basis der Studenten: die Abhängigkeit von Geldgebern, die mit der Geldvergabe möglicherweise bestimmte Interessen verfolgen, vom Elternhaus, von Firmen, von der Bundeswehr, von Studentenwerken, die sich einen eigenen Erziehungsauftrag zuschreiben, von zumeist studienfremder Nebenarbeit, wächst. Das bedeutet verstärkten Zwang zur Anpassung, deren Ergebnis: Funktionieren oder Neurose.**

Wenn heute das auf feudale bzw. großbürgerliche Besitzverhältnisse abgestimmte Subsidiaritätsprinzip noch immer gepredigt werden kann, dies nicht nur von klerikalen Dunkelmännern, sondern von Lehrstuhlinhabern, ja von Studentenpolitikern selbst, so offenbart sich darin, wie offen zugegeben wird, die andere, selektierende Funktion des finanziellen Drucks. 10 % der Studierenden des Landes Hessen verfügen über den errechneten notwendigen Monatswechsel von 426 DM. Rechnet man die geförderten 18 % hinzu, dann müssen ⅔ der Studenten mit weniger als 300 DM auskommen. **Die christdemokratischen Initiatoren der Aktion „Student aufs Land" zitieren zwar immer nur die 5 %ige Vertretung von Arbeiterkindern an den westdeutschen Universitäten, sie machen dafür individuelle, „psychologische" Hemmnisse – und dagegen ziehen sie fürbaß – verantwortlich: Bildungsvorurteile, kurzfristiges Zieldenken usw. Sie sahen und sehen nur darin zu kurz, daß es sich nicht um Vorurteile, sondern um zutreffende Urteile, Folgerungen aus einer katastrophalen Situation handelt.**

Es ist kein Geheimnis, daß der verstärkte finanzielle Druck auf die wenigen Studierenden, die aus niederen und daher minderbemittelten Schichten zur Hochschule aufsteigen können, diese als oppositionelles Potential weitgehend lähmt. Wo sie es dennoch wagen sollten, wird ihnen mit der Hochschule als offener, und das heißt bei diesen Herren unpolitischer, Anstalt das Engagement gedämpft. Und nicht nur dies: diffamiert.

IV.

Eugen Gerstenmaier, der treffliche Interpret unserer jüngsten Geschichte, bezog sich in seiner Rede vor der 17. o. MV des VDS in Mainz am 19. 3. 1965 auf eine Rede, die er 1934 in Genf gehalten hatte, um seine Forderungen für den gegenwärtigen Studenten: politisch sein heißt studieren, noch mehr studieren, also unpolitisch sein, aus geschichtlicher Erfahrung zu belegen. Schon damals hatte er sich gegen die politisch engagierten Studenten ausgesprochen. Die Folgen – aufgrund der Tatsache, daß es nur wenige Studenten von der Art der Geschwister Scholl gab – sind bekannt.

Man muß sich darüber klar sein, daß die Hemmnisse für die Rationalisierung des Bildungssystems und v. a. der Hochschule Hemmnisse, die im Förderalismus, in den zunächst sachnahen Investitionen der Industrie, schließlich in den Ideologien des ebengenannten klerikal-feudalen Subsidiaritätsprinzips, des großbürgerlichen Schlagworts von „Einsamkeit und Freiheit", schließlich des Haupt- und Magensatzes von der „Autonomie der Hochschule" liegen, recht bald im Zuge der nationalen Erneuerung abgebaut werden: der parlamentarisch-demokratische Schnickschnack verschwindet, Bildungsinvestitionen werden für die Expansion des akademischen Arbeitskräftemarktes sorgen, schließlich werden die ältesten ideologischen Ladenhüter verschrottet werden. **Die Professoren sollten endlich daran gehen, auszuwählen, was noch brauchbar ist, was verwendet werden kann für den Barrikadenbau gegen den Zugriff eines von wirtschaftlichen Interessen gelenkten „Staates".** Nicht noch einmal soll der Geschichtsschreiber späteren Tages mit Wehmut vermerken, daß es zu wenige Professoren vom Schlage des Münchener Philosophen Huber gegeben hat. **Oder zweifelt einer der Leser daran, daß es die „zweckfreie Wissenschaft" war, die Stellung der Hochschule als exemptem Gebilde, die dazu führte, daß sich die besten Köpfe ohne sonderlichen Druck für die großdeutsche Weltvernunft rekrutieren ließen?**

Die obengenannten Parolen entstanden zu Zeiten, da sich die Universitäten abzuschirmen versuchten gegen das Vorhaben des absolutistischen Staates, sie zu Pflanzstätten für Staatsdiener zu machen. **Längst sind diese Zeiten vorbei, die Gesellschaft stellte heute der Universität die Aufgaben, genauer: die kapitalistische Gesellschaft. Sie fordert heute Spezialisten für die verwickelten Produktionsmechanismen, sie fordert deren kürzestmögliche Ausbildung, sie fordert kontaktfähige, flexible, durch Leistungs- und Erfolgsdenken lenkbare Menschen, passendes Material.**

Dafür werden die Forschungsapparaturen gestellt, die Bibliotheken, werden Laboratorien gebaut und eine aufwendige Verwaltung unterhalten. **Die Hochschule ist alles andere als autonom.**

Heißt das: Kapitulieren? Nein, umdenken und den Kampf aufnehmen! Wissenschaft ist nicht mehr zweckfrei, soll sie wenigstens f r e i sein. Das heißt: **Wissenschaft muß die Möglichkeit haben, die Zwecke, die ihr gesetzt werden, zu bedenken. Nicht mehr nur aparte Objekte bearbeiten, sondern deren Stellenwert in der Gesellschaft überprüfen, die Themenstellung auf ihre Notwendigkeit hin untersuchen, kurz: die Gesellschaft muß selbst zum Objekt der Wissenschaft werden, nicht wieder einer speziellen, sondern jeder einzelnen!**

Studenten wie Professoren müßten bei Strafe des Todes angehalten sein, Denken in dieser Weise, kritisches Denken, anzuwenden. Die Tatsache, daß solche Anwendung heute hoch- und landesverräterisch ist, zeigt, wo wir schon wieder stehen.

V.

Einer so gearteten Denkpraxis steht bisher auch an den Hochschulen alles im Weg. **Es läßt sich nicht Kritik praktizieren, wenn alles auf Unterordnung angelegt ist, es kann nicht von freier Wissenschaft geredet werden, wenn die Studenten deutlich abgesetzt nur als befehlsempfangende Benutzer partizipieren, wenn sie von der Organisierung der Arbeit weitestgehend ausgeschlossen sind.**

Nach wie vor setzen die Ordinarien fest, welche Bücher angeschafft werden, was geprüft wird. **Studentenparlamente sind Schaustücke für reisende Engländer, Alibis gegenüber dem auf Unterordnung drängenden Staat,** mit welchen sich dann gar trefflich die Standesinteressen verteidigen lassen. Wenn diese nur konserviert werden, die mittlerweile erfolgte Unterordnung der Studenten nimmt man nicht nur in Kauf, man applaudiert ihr. Merken diese wilhelminischen Stehkragen denn nicht, daß sie das den Kopf kosten kann?

Die Erhöhung der Studiengebühren ging nicht nur über die Köpfe der Studenten hinweg. Den Rektoren, die mit dem Minister darüber diskutieren wollten, wurde bedeutet: „Meine Herren, ich will Ihre Meinung, aber ich bin nicht gekommen, mit Ihnen zu debattieren."

Es ist höchste Zeit. Die Berliner Studenten sind von der Konspiration zum offenen Kampf übergegangen. **Die Professoren müssen endlich sehend werden. Sonst riskieren sie, daß die akademische Plebs auszieht, auf einen mons sacer,** der zum Kalvarienberg der deutschen Hochschule würde. ■

Handelsblatt
DEUTSCHE WIRTSCHAFTSZEITUNG · VEREINIGT MIT Deutsche Zeitung

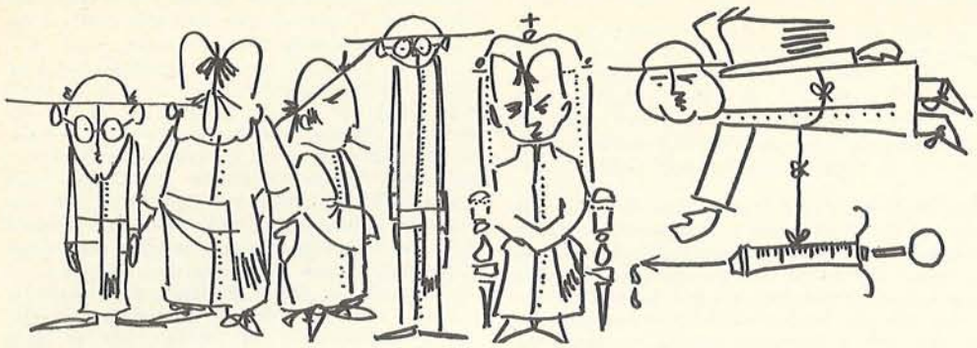
Die Zeitung die sich bezahlt macht

Vorzugspreis für Studierende DM 4,50 (statt DM 9,60) monatlich bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienanschrift. Auf Wunsch kostenlose Probelieferung.

Vorzugspreise für die im HANDELSBLATT-Verlag erscheinenden Zeitschriften: DER BETRIEB DM 4,— · DIE ABSATZWIRTSCHAFT DM 3,25 · WIRTSCHAFT UND WETTBEWERB DM 5,40 · ATOMWIRTSCHAFT — Atomtechnik DM 3,75 · CHEMISCHE INDUSTRIE DM 3,75.

VERLAG HANDELSBLATT · 4000 DÜSSELDORF · POSTFACH 1102

Paul Otto schäkert mal wieder



Kirche in Welt

Zu einem Vortrag Karl Rahners in Bochum

WO POLEMIK VERBOTEN IST

Ihr wundert Euch, daß Paul Otto, statt Politisches zu treiben, wieder mal was Weltfremdes sich vorknöpft? Auch hier bot sich ihm Gelegenheit, in Analogien zu denken, wenngleich er's spärlicher tut, als mir lieb ist. (Ich hab ihn deswegen schon ins Gebet genommen. Aber er hat zu viel Angst. Die Altphilologen haben ihn ganz konfus gemacht. Lest vorne selbst, was alles sie ihm vorwerfen!) Freilich sind die Bezüge diesmal etwas subtiler noch. Hatten die einen doch generell was gegen Juden, so haben sich die andern nach wie vor drauf versteift, noch heute, wo kein Mensch so was für möglich halten sollte, gar einen Juden zu vergöttern.

Nun ja, als Nazis gelten doch auch die, die – vielleicht nicht grade judenunfreundlich, wenn auch nur für sich privat – versuchten, durch Mitbauen am Hitlerreich Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland (die damalige Form einer großen Koalition unter einem NSDAP-Menschen) zu realisieren. Auch wenn sie's heut nicht „gewesen" sein wollen. Als Katholiken gelten auch die, die wähnen, im Rahmen der katholischen Kirche – man lies und staune! – Freiheit des Denkens und Toleranz verwirklichen zu können. Zumindest solange sie in der Kirche geduldet werden, und das werden sie ja heute bei den konziliaren „Gummibegriffen", die drauf aus sind, Geschlossenheit vorzutäuschen, wo sie längst nicht mehr besteht.

Mögen ihre Thesen noch so fortschrittlich klingen, so bleiben sie doch für Außenstehende Steigbügelhalter für jene nach wie vor als reaktionär verschriene Organisation, die stolz auf den Ruf ist, Heilanstalt der ganzen Welt zu sein: extra ecclesiam nulla salus. Rahner nun hatte freilich das zweifelhafte Glück, daß seine Vorstellungen von dem, was Christentum sei, die eingefleischten Apparatschiks seiner Kirche so in Panik versetzte, daß sie einiges dransetzen täten, ihn hinauszuwerfen.

Ungebrochen innerlich jedoch überstand er Jahre der Ächtung, in denen seine Bücher als Ketzerwerk aus theologischen Seminarräumen verbannt waren. Nur dem Zusammenhalt innerhalb der Societas Jesu verdankte er, nicht selbst exkommuniziert worden zu sein. Dieweil allerdings mochten auch die, deren **Verbandsegoismus schon 1925 Carl Schmitt bewundernd in „Römischer Katholizismus und politische Form" späteren Nazis als Muster vorführte** (aber wenn zwei dasselbe tun, ist's ja noch lange nicht dasselbe!), erkannt haben, daß sich ihre Ziele womöglich auch mit Hilfe einer Theorie der friedlichen Koexistenz à la Rahner weiterverfolgen lassen, sich somit auf den Standpunkt einzustellen, daß die Kirche hinsichtlich ihres Mitgliederbestandes „saturiert" sei und ihr Augenmerk aufs Überleben richten müsse, ja, sie mochten wohl begriffen haben, daß solche Theorie angesichts der allzu selbstkritisch-selbstzersetzerischen Dummheit der Schäfchen dieser Kirche gar Ansehen und Einfluß in einer profanisierten Welt einbringen möchte. Die drinnen mucksen nicht, die draußen loben die Toleranz: nur ein paar Missionare merken, was los ist. Karl Rahner ist vor solchem Hintergrund ebenso integer wie Albert Speer, ebenso wie dieser läßt er sich und seinen guten Ruf aber auch von den jeweiligen Machthabern – hie Nazigrößen, da Kuriengeneräle – mißbrauchen für Zwecke, die außerhalb seines Gesichtsfeldes liegen.

Um Rahner als Persönlichkeit, deren Gedanken manchem jungen Vikar immerhin als Mittel innerkirchlichen Protests gegen alte Routiniers dienen mögen, wirksam hervorzuheben, bedarfs eines Vergleichs mit dem Atomkriegsbefürworter um des Gottesreichs willen, Pater Hirschmann, oder gar mit dem Blutfahnen anbetenden Protestanten-Theologen Helmut Thielicke. Marschiert für letztere nämlich – wie für den Atheisten Friedrich den Großen – Gott mit den stärksten Bataillonen, so ist Rahner von seiner mystischen Gestimmtheit her um Verstehen des (kommunistischen) Gegners – oder Partners? – bemüht. Ob es ihm freilich nur um Verstehen geht? Darüber mag urteilen, wer sich an Hand des Rowohlt-aktuell-Bändchens „Der Dialog" über Stellungnahmen Rahners und Garaudys auf dem katholisch-kommunistischen Treffen bei der Paulus-Gesellschaft in Salzburg orientiert hat.

Euer in Anbetracht des erhabnen Gegenstandes diesmal recht zahmer *Piet Provo*

Redaktionsgehilfe bei den RUHR-REFLEXEN

Kirche in Welt

ward Ereignis, als am Abend des 15. July Anni Domini MCMLXVI in von Menschen prall gefülltem Tanzvergnügungssaale (der für den tags drauf geplanten Ruhr-Uni-Freunde-Ball mit bunt prangendem Rundgehänge aufdringlich zugerichteten Mensa) Prof. Dr. Karl Rahner SJ, in katholischem Gebildeten-Milieu mit doppeldeutiger Vorliebe herumgereichter Gott-Erkunder, sich ausließ über **„Intellektuelle Redlichkeit und christlichen Glauben".**

Das zumeist dankbar-hörige Publikum war, durch Masse imponierend, zusammengeströmt aus ganz Bochums christ-katholischen Pfarreien. Solch pralle Fülle sah Paul Otto zuvor nur beim Auftritt des in Redlichkeit ergrauten Vorkämpfers der Wahrheit Gabriel Marcel, seiner „Existenz" in derlei Auftritt bramarbasierend innegeworden. Durchweg nun wars interessierte Schar katholisch aufgewachsener Laien vornehmlich mittelbürgerlicher Arriviertheit, dazwischen viel holde Weiblichkeit – zwar heißt's: mulier taceat in ecclesia, und eine Frau ist für den Altardienst noch als unwürdig erachtet, dem Manne ist sie dennoch, meint unser Päule, an Kirchen (und CDU)-treue um Nasenlänge voraus. Aber ob CDU oder SPD – das ist ja jetzt egal! Sind ja beide gleich faschistisch gegen die NPD. Geringer insgesamt an Zahl blieben Ruhr-Studierende, drunter dissidente, doch auch wohl Grauslicheres denn nur b e k ü m m e r t e n Atheismus verkörpernde. (Nachhero im Haus Michael in traulicherer KSG-Runde sollte deren Beitrag zum „Gespräch" gerade den Pater, ohnehin schon so bescheiden, noch bescheidener stimmen.)

Professorale Gelahrtheit hielt honoratiorig Platz in vorderster Front, zuweilen gähnend oder gar eingenickert: es war für manchen von ihnen wohl zu viel erwartet, mehr denn zwei Stunden geistlich-geistiger Tiefschürferei über sich ergehen lassen zu müssen. Immerhin bekundete die Vielzahl Anwesender (oft nur körperlich), gewiß zu nicht geringem Prozent ungewollt, sowohl Geladenem wie Ladendem, katholische Uni-Bürger hütender Bochumer Hirten-Filiale des in Christo ergebenen Franz, Bischofs von Essen, was deren berufliche Selbstbeweihräucherer gern als Signum eigner Aktualität mißdeuten möchten. Präsentiert wird hiesige Filiale durch die Person des rührend-rührigen Paters Stephan, Bevollmächtigten des KSG-Hauses Michael; ein wuchtiger Waidmann Christi, graugeschopft.

Vor allso überwiegend aufnahme-dürstendem, freilich nur selten was begreifendem, dennoch – oder grade drum? – durch des Sprechenden engagierten Bebe-Ton sich bestärkt dünkendem Kreise redete der Gast, bereits ins 7. Lebensjahrzehnt entrückt, in sanftmütiger Abstraktheit, eben der Sprache seiner an Heidegger emporgerankten „Wissenschaft". (Auch der Schwarzwälder Stammler dürfte sich kaum haben träumen lassen, w e m alle er denkend zu Diensten stand.)

Des Paters Friedfertigkeit, soldatischer Zucht seines Ordens so wenig entsprechend, scheint von diesem heute ausersehen – wie gesagt, nach langzeitiger Ungnade –, Ersatz zu bieten für bis dato Kampf, Heil und Sieg in gern beschwornem Selbstverständnis einer **sich universal deutenden, realiter ganz partikulären Institution.** (Auch diesen Friedfertigen jedoch zieht's auf einen Lehrstuhl in der Stadt der wack'ren Streiter für des Herren Thron – die freilich ihn so hoch oben sich wünschen mögen, damit er ihrer Justiz nicht ansichtig wird: will Rahner dort missionieren, so tut er gewiß ein gottgefällig Werk.) Der Friedfertigkeit nun war das Referat gewidmet, so schon wortwörtlich – Paul hat's in seinem Papierkram eruiert! – gehalten vor Wiens KSG sowie darmstädtischen Korporierten und Juni 66 für würdig erachtet des Abdrucks im bei Herder in Freiburg verlegten jesuitengelenkten Sprachrohr deutsch-katholischer Intelligenz „Stimmen der Zeit", oha!

Das gab er von sich:

Was zum Christenglauben verleitet, darüber schwieg der Pater sich aus. Paul Otto hielt's – großzügig – der Irrationalität des Initialakts zugute: Rahner wußte des Christen Glaubensbeginn in eine Reihe zu stellen mit so manch andrem anfänglich Unüberschaubaren im Menschendasein, wie Mutterliebe und Parteinahme. „Grundlosigkeit der Entscheidung primärer Einstellung zum Leben", solche Zauberformel sollte wohl in unseres Beobachters Ohren ganz harm-

►

VORTRAGSKRITIK

Politische Texte

Herausgeber:
Wolfgang Abendroth, Iring Fetscher, Ossip K. Flechtheim

Charles Fourier
Theorie der vier Bewegungen
Herausgegeben von Theodor W. Adorno
Eingeleitet von Elisabeth Lenk
388 Seiten, steifkartoniert mit Schutzumschlag
15,— DM

Karl Korsch
Marxismus und Philosophie
Herausgegeben
und eingeleitet von Erich Gerlach
184 Seiten, steifkartoniert mit Schutzumschlag
9,— DM

Paul Lafargue
Das Recht auf Faulheit —
und Persönliche Erinnerungen an Karl Marx
Herausgegeben
und eingeleitet von Iring Fetscher
80 Seiten, steifkartoniert mit Schutzumschlag
6,— DM

Rosa Luxemburg
Politische Schriften I/II
Herausgegeben
und eingeleitet von Ossip K. Flechtheim
Band I 232 S., steifkartoniert mit Schutzumschlag; Band II 212 S., steifkartoniert mit Schutzumschlag
je Band 12,— DM

Gottfried Wilhelm Leibniz
Politische Schriften I
Herausgegeben
und eingeleitet von Hans Heinz Holz
Übersetzt von Hans Heinz Holz
und Manfred Vollmer
ca. 300 S., steifkartoniert mit Schutzumschlag
12,— DM

Verlangen Sie bitte unsere Hauszeitschrift „beispiele '66" und Prospekte über Veröffentlichungen zu: Philosophie - Soziologie - Betrieb und Gesellschaft - (Frankfurter Beiträge zur Soziologie) - Politische Psychologie - (Sozialpsychologie) - allgemeine Geschichte - Geschichte der Arbeiterbewegung - Prozeßdokumente (Auschwitz, Einsatzgruppen) - Literatur zu aktuellen politischen Fragen (Mitbestimmung, Wirtschaftsdemokratie, Notstandsgesetze)

Europäische Verlagsanstalt
Frankfurt/M - Metzlerstraße 25

los, natürlich, klingen. Auf Übernatürliches wurde vom Vorträger auch kein Wert gelegt. „Wieso gerade das?" – eine solche Frage, wie sie Paul Otto, der sich im Christenglauben nicht zu Hause weiß, „automatisch" durch den Kopf schoß, wurde erst gar nicht aufgeworfen. Man ist halt als Katholik geboren oder nicht.

Freilich ward so, Paul hatte zumindest den Eindruck, die Versicherung traditioneller Fundamentaltheologie, daß rationale Gründe oder philologisch-historische Erinnerungen zu Christenglauben führen können, als Spiegelfechterei entlarvt. Manch frommen Christenmenschen, hat er nur richtig hingehört, mag's ernüchtert haben, wenn – getreulich in des Brandstifters Kierkegaard Fußstapfen stolzierend (man hat ja für den größten Unsinn noch seine philosophischen Gewährsmänner!) – der Pater von einem rational sich nicht erfassen-lassenden „Sprung in den Glauben" redete. (Allerdings wird heut wohl kaum ein Denkender, der auf sich hält – und Paul Otto hält auf sich! – einen solchen vollführen können.) Missionseifer scheint damit von vornherein ad absurdum geführt, über mystische „Erfahrung", das sah auch P. O. ein, läßt sich mit dürrer Begrifflichkeit halt nichts sagen.

Nun, laut Rahner hat der einzelne Christ auch nicht die unbedingte Pflicht, den ererbten konfessionellen Standpunkt umfassend zu begründen. Das Aufzählen zahlreicher theologischer Disziplinen – was es da so alles gibt? – soll dem Laien die Aussichtslosigkeit solchen Unterfangens plausibel machen. Erhält somit, so fragte sich P. O., verwundert sich die Ohren reibend, des Christen ohnehin schon erstaunliche ideologische Desorientiertheit nicht noch tröstlich ein sanftes Ruhekissen? So sei Joel Carmichaels Leben-Jesu-Deutung „längst ein Ladenhüter" im theologischen Bibel-Babel, nur halt dem Fußvolk noch neu. Welch unermeßlicher Abstand! (Für „einfache" Leute, so erinnert sich Paul Otto, gilt ja auch das Bibellesen als Gefahrenquell: man muß wohl schon indoktriniert sein, um über manch Befremdliches eine – schon jahrhundertelang vorfabrizierte – Antwort zu haben.)

Zwischen dem „in der Tat des Lebens Implizierten" (diesem gilt des Paters besondere Zuneigung) und dem „wissenschaftlich Reflektierten" klafft eine Differenz, theoretisch unaufhebbar, aber durch Verschieben des Problems in die Verantwortung des je Einzelnen zu überbrücken. Somit dient also, stellte P. O. sarkastisch fest, **das philosophisch Verbotene als Methode,** dem Gedankengebäude den Vorwurf immanenter Widersprüchlichkeit zu ersparen. Bisher hielt er's für selbstverständlich, was nicht in des Paters Selbstverständnis paßt: daß nämlich Denken wohl auf Allgemeinheit angewiesen bleibt, sonst geilen sich nur Gleichgestimmte aneinander hoch.

Bescheidenheit und Demut erscheinen als legitimster Ausdruck eines „gebrochenen Verhältnisses des Christen zur Welt", der Quintessenz christ-masochistischen Denkens à la Robert Spämann, wenigstens meint Paul Otto, so was Ähnliches mal in der INITIATIVE gelesen zu haben. Auch Rahner galt der solchen Bruchs inngewordene Christenmensch als „nüchtern, bescheiden und mutig". Wird nicht in solchem Zweifel an sich selbst nur geistige Mediokrität zur Tugend erhoben, dem Sprichwort gemäß, daß Dummheit ein großes Himmelstor sei? Sollte das die vielgepriesene Toleranz sein, die dann wieder mal von den andern, wie schon so oft gehabt, erwartet wird? Paul Otto muß sich zur Räson rufen: seine Gedanken gleiten sonst ins Uferlose ab.

Zur Einzelverantwortung dessen, dem die Bürde obgenannter Differenz aufgehalst wird: er sei verpflichtet, „sich nicht wegzuschleichen aus der **Unheimlichkeit des Daseins".** Von des Menschen Unbehaustheit ist die Rede. Angstbeschwörung diente schon einmal, denkt sich Paul Otto, der Ersetzung des Denkens durch Emotionalität, und was dabei rauskam, wissen wir ja. Aber nichts für ungut, manchmal hat Paul Otto so was Gouvernantisches an sich. Er denkt sich: Skeptiker wie ich sollen also für die katholische Sache eingefangen werden, indem ihnen, auch das wurde ahnungslos vorgebracht, zumindest Polemik verboten sei. Dabei, liebe Leser, l e b t ein Mann wie Paul Otto doch von Polemik, er soll also mundtot gemacht werden? Die Idee keimt in ihm auf: welcher anständige Erdenbürger kann sich schon davor schützen, in den Schoß der Mater Ecclesia als „anonymer Christ", wie jener Redner woanders mal sich äußerte, eingesackt zu werden, hat es doch deren bodenloser Sack – großzügig ihres Herrn Gebot Matth. 10 handhabend – stets vermocht, gar manch unredlich Schärflein redlich-bergend in sich aufzunehmen, dieweil dem spendefreudigen Sünder gnädiglich Vergebung sie erheischen tät.

So also soll auch ich einverleibt werden, ich, der ich aus meinem Antichristentum nie einen Hehl machte! Die intellektuelle Redlichkeit à la Rahner, auf die auch „anonyme Christen" ausgerichtet werden, erfordere, so vernimmt unser Paul mit Staunen, das Eingeständnis, daß der Verstand kapitulieren müsse angesichts der Tatsache des Glaubens von Nebenmenschen: Respekt vor der Meinung des Namenchristen wird also erbeten. Auch wenn der hinterm Mond lebt! Ja ja, so verfuhr die Kirche stets. Man gehe nur auf die Dörfer! Nun, daß es sich beim Glauben an den „Kabbalisten" Jesus, den gewisse Anhänger noch nach seinem Tod gesehen haben wollten, um was Unerhörtes, bei doch halbwegs gebildeten Menschen Wunderliches fürwahr in heutiger Zeit handelt, meint Paul Otto schärfer zu erfassen als der „skeptische" (nur an seinem eignen Denken verzweifelnde) Apologet solcher Schwärmerei. Aber sicher, warum soll man den Kinderchen ihr Räppelchen nicht lassen? ('s sind ja auch zu viele bei uns.) Da nach Rahners Belehrung kein Satz so falsch sein kann, daß er nicht doch heilsträchtig zu sein vermöchte, darf der Redner zum Schluß dann rhetorisch fragen: „Gibt es eine intellektuelle Unredlichkeit des christlichen Glaubens?" Nicht alles, was der Pater so sagte, konnte hier gedeutet werden. Dem, der Rahner gehört hat, mag daher anheimgestellt bleiben, zu entscheiden, ob seine Thesen Ausdruck einer Niedergangsideologie, sozusagen deren Schwanengesang, eines besonnenen Strammstehens vor erkannter begrifflicher Ohnmacht gegenüber nicht zeigbarer Erscheinung Gottes in profaner Welt oder Resümee dessen ist, was blieb vom „Wesen des Christentums", seit Ludwig Feuerbach und Adolf von Harnack drüberherfielen. Zweifellos war Rahners Angebot ein Höhepunkt christlichen Denkens.

Da kam – im November 66 – sein Duzfreund und Schüler Johann Baptist Metz SJ (Münsterscher Fundamentaltheologe, der's mit Bloch hat) nicht mit: was er mit „Verheißung und Gesellschaft" bot, fand auch Paul Otto – mit dem KSG-Sprecher mal einer Meinung – „in philosophischer Hinsicht erblich nicht vorbelastet". Sicher: das Wort „erblich" war anders gemeint, aber P. O. zitterte dennoch. Wer noch, von der KSG geladen, möchte sich anheischig machen, in diesem Blatt verrissen zu werden?

Observator Romanus

Anmerkung: Observator Romanus ist natürlich denkbar unidentisch mit jenem vom integralistisch-klerikalfaschistischen Kuriengeneral, der sich selbst sendungsbewußt einen „Wachhund der Kirche" schimpft, kontrollierten Organ Osservatore Romano. Es ist nur ein dem Gegenstand angeglichenes Pseudonym Paul Ottos.
PO/PP

Für die Aufnahme dieses Artikels zeichnet allein die Redaktion verantwortlich. Der AStA distanziert sich davon.

Autorität in dieser Zeit (2)

Kurt Lenk

Im wesentlichen ungedruckt ist der nachfolgende zweite Teil des ideologiekritischen Essays von Kurt Lenk. Der erste Teil, den die RUHR-REFLEXE in ihrer Julinummer nachdruckten, stand zuerst in der Wirtschafts- und Finanzzeitung DER VOLKSWIRT in deren Doppelnummer zur Jahreswende. Er war zu diesem Zweck nicht von der Redaktion, sondern vom Verfasser gekürzt und verändert worden. Wir bringen im Anschluß den Originalwortlaut, wie ihn der Westdeutsche Rundfunk gesendet hat. Der Autor lehrt am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Erlangen/Nürnberg.

„Es ist nicht die ihrerseits metaphysisch aufgefaßte, souveräne Ratio der Philosophiegeschichte, die in unserer Gesellschaft die Autorität überflüssig und überständig macht, sondern die technisch-industrielle Praxis."
(Jean Améry, Vom kommenden Ende der Autorität. In: Autorität – was ist das heute? 1965)

Soweit Autorität sich aus der Notwendigkeit herleiten konnte, die materielle Lebensnot zu meistern, hat sie bereits ihre rationale Grundlage verloren. Sie lebt weiter als Ideologie einer Lebensnot, die, weil wirklicher Mangel zumindest bei uns anachronistisch geworden ist, als Fiktion für die Aufrechterhaltung der Autoritäten herhalten muß. Deshalb setzten die an der Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen status quo Interessierten an die Stelle dieser verlorenen rationalen Grundlage eine irrationale Rechtfertigung. Der ideologische Schleier um die Pseudoautoritäten ist heute jedoch besonders dort recht dünn geraten, wo die formale Beteuerung, „irgendeine" Autorität müsse es doch stets geben, an die Stelle früherer gesellschaftlicher Funktionen dieser Autorität tritt. Die Zuflucht bei solchen Beteuerungen bedeutet zugleich das Eingeständnis, daß die Restauration längst überholter Autoritäten heute nicht mehr recht gelingt.

Wandel in der Rolle der Väter

Will man die vielberufene Krise der Autorität begreifen, so muß man sich den Wandel der Rolle der Väter seit mehr als einem halben Jahrhundert vor Augen führen. Die industrielle Revolution, die Urbanisierung und die mit ihr einhergehende Auflösung der agrarischen Wirtschaftsstruktur hatten auch in Deutschland einen fundamentalen Wandel in der Rolle der Väter innerhalb der Familie zur Folge. Die Autorität des Vaters hatte seit je die Funktion, die Normen der Gesellschaft personal zu repräsentieren und den Heranwachsenden zu vermitteln. Im Schoße der Familie geschah die Sozialisierung des Individuums, lange bevor dieses mit den außerfamiliären Pflichten konfrontiert wurde. Die heranwachsenden Söhne erfuhren an und in der Person des Vaters, der für sie Drohung und Vorbild zugleich war, den repressiven Charakter gesellschaftlicher Anpassung in seiner unmittelbaren und primären Form. Um diese Anpassung leisten zu können, setzte der Mechanismus einer Identifikation mit der überlegenen Vaterfigur ein. Die ganze seitherige europäische Kultur beruhte auf dem **Patriarchat,** was sich ökonomisch schon in der dominierenden Stellung des Vaters aufweisen läßt. Vererbbares Familienvermögen und die noch kaum vorhandene Möglichkeit, anderswo als im väterlichen Betrieb ein Auskommen finden zu können, zwang die mittelständischen Söhne zur Unterwerfung unter den Willen des Vaters. Allerdings **blieb** es nicht bei dieser Unterwerfung; vielmehr entstand in den Söhnen **selbst** eine verinnerlichte Vaterautorität in der Form des Über-Ich. Die unerschütterliche Monopolstellung des Vaters wurde so zu einem bejaten Autoritätsverhältnis zwischen ihm und den Söhnen sublimiert.
Die unerläßliche Voraussetzung jeglicher Autorität aber ist die Macht ihrer Träger. Dies gilt für die väterliche wie für die staatliche Autorität. Ohne ein Minimum an Durchsetzungschance des mit der Autorität verbundenen Anspruchs auf Gehorsam der Untergebenen ist Autorität auf die Dauer nicht lebensfähig. Dies eben hat sich erwiesen, als das ökonomisch solide fundierte bürgerliche Familienhaus mit vererbbarem Vermögen und unabhängiger Berufsstellung des Vaters in zwei Weltkriegen, durch Inflationen, Wirtschaftskrisen und die steigende Tendenz zur Abhängigkeit im Berufsleben zur Kleinfamilie zusammenschrumpfte, in der der Vater seine einstige Patriarchenwürde notwendig einbüßen mußte. **In einer Gesellschaft, in der mehr als 80 Prozent aller Berufstätigen in abhängiger Arbeit stehen und damit im buchstäblichen Sinne des Wortes „Angestellte" geworden sind, wird der ehedem nicht bloß ökonomisch fundierte Herr-im-Haus-Standpunkt des Vaters zur lächerlichen Pose.** Denn was kann der Durchschnittsangestellte seinen Söhnen heute mit auf den Weg geben? Wenn's hoch kommt: goldene Lebensregeln, mit denen die Söhne bei der praktischen Bewältigung ihres eigenen Lebens so wenig anzufangen wissen wie mit den Geboten der christlichen Nächstenliebe.

Jeder Versuch, die geschwundene Autorität krampfhaft festzuhalten, etwa mit der Beteuerung, daß der Untergang des Patriarchats mit dem der europäischen Kultur selbst identisch sei, wird in dieser Situation zur bloßen Ideologie der Enterbten.

Verzögerter Abbau personaler Autoritäten

Der Weg in eine von irrationalen Zwängen befreite, nichtautoritäre Gesellschaft der Zukunft ist jedoch nicht frei von Gefahren. Denn der allmähliche Abbau personaler Autoritäten als solcher bietet noch keine Gewähr für die Emanzipation autonomer Individuen. **Der psychische Habitus autoritätshöriger Untertanen läßt sich nicht abwerfen wie ein aus der Mode gekommenes Gewand.** Zudem beantworten die verunsicherten Hüter der bestehenden Autoritätsverhältnisse die objektiv geforderte Tendenz zu deren Abbau mit erhöhtem Zwang, verstärkter Organisation und neuer politischer Mythenbildung. Daß aber trotz dieser, besonders in den totalitären Bewegungen und Systemen unseres Jahrhunderts unternommenen **Bemühungen, Ersatzautoriäten kollektiver Art aufzurichten,** deren Verinnerlichung nicht im gleichen Maße gelingen kann wie einst die Verinnerlichung der Vaterautorität durch den Sohn in der bürgerlichen Gesellschaft, hängt nicht zuletzt mit der **impersonalen Struktur dieser Ersatzautoritäten zusammen.** Vaterfiguren in der Politik sind selten geworden – kollektive Ersatzautoritäten aber zu zahlreich und auswechselbar, um nachhaltig mit den seelischen Energien der Beherrschten ausgestattet werden zu können. Die Götzendämmerung läßt das politische Autoritätsgefüge nicht unberührt. So etwa ist die Autorität des weißen Mannes heute in den ehemaligen Kolonialländern schon deshalb in Frage gestellt, weil die mit autoritären Weihen ausgestattete Ethik der Mangelwirtschaft angesichts der Verschwendung in den fortgeschrittensten Industrieländern fragwürdig geworden ist.

Verselbständigung des „Ich"

Das „Ich" der einstmals Beherrschten, um wiederum mit Freud zu sprechen, beginnt sich aus der Bevormundung durch das Über-Ich zu lösen: Es wird selbständig und zielt in eine andere Richtung als das gesellschaftlich vermittelte Über-Ich, der psychologische Agent der Ideologie der herrschenden Klassen. Das bedeutet aber, daß überkommene Autoritäten dann irrational werden, wenn sie nicht mehr mit der Ökonomie des Mangels zu legitimieren sind. Triebverzichte werden zum bloßen Herrschaftsmittel und hören damit auf, Bedingung der gesellschaftlichen Reproduktion zu sein. Sie werden eher zum Hemmnis des sozialen, technologischen und ökonomischen Fortschritts. David **Riesman** bemerkt hierzu:
„Wenn sich ... in der ökonomischen Umwelt eine rasche Veränderung vollzieht, dann zielen Über-Ich und Ich in verschiedene Richtungen, und eben das tritt ein, wenn die Gesellschaft von einer technologischen Mangelwirtschaft zu einer technologischen Wohlstandswirtschaft fortschreitet."
Der Aufstand gegen die auf die Väterfiguren von gestern sich berufenden Ersatzautoritäten von heute ist also nicht das Ergebnis des bösen Willens der rebellierenden Söhne, sondern ein **Element der Selbstbehauptung** der Gesellschaft von morgen gegenüber der von gestern.

Aufrichtung von Ersatzautoritäten

Gerade das, was die Substanz des Autoritätsverhältnisses ausmacht: die **freiwillige** und **innerlich** bejahte Annahme bestimmter Werte und Normen wird durch den Ruf nach neuen Autoritäten hinfällig. So wenig es den Nationalsozialisten gelingen konnte, eine dauerhafte Gemeinschaft durch Zwang und Terror zu organisieren, so wenig läßt sich Autorität auf dem Weg ihrer Beschwörung künstlich restaurieren.
Im Zeitalter der gut verpaßten, weil technologisch manipulierbaren, Ideologien ist der Gegenaufklärung jedes Mittel recht, um neue Ersatzautoritäten „aufzuziehen", mit denen die Integration der Gesellschaft geleistet werden soll. Nachdem die Verbindlichkeit der überkommenen Autoritäten dahingeschwunden ist, sollen neue durch einen **Willens**entschluß an deren Stelle gesetzt werden. Ihre Inhalte werden beliebig: es kommt allein auf die Wirkung an; wie die Wahrheit im reaktionären Verstande seit je zur Funktion ihrer Fähigkeit, autoritäre Bindungen der Massen zu stiften, degradiert worden ist. Was bei diesem Unternehmen jedoch zustande kommt, ist nicht Autorität, sondern allenfalls hohle Konventionen, gepaart mit blinder Bereitschaft, alles das willig anzuerkennen, was Macht und Erfolg hat.

Der autoritäre Charaktertyp

In der weithin dominierenden Autoritätsgebundenheit der Sozialcharaktere und der sie kennzeichnenden Bereitschaft, das, was Prestige und Macht hat, unkritisch anzubeten, liegt eine der wichtigsten sozialpsychischen Voraussetzungen für das Aufkommen totalitärer Gesellschaftssysteme. **Horckheimer** und **Adorno** haben den **autoritären Charaktertyp so** beschrieben: ▶

ideologiekritik

Autorität in dieser Zeit (2)

„Diese Autoritätsgebundenheit bedeutet in einer Zeit, in der die alten feudalreligiösen Autoritäten geschwächt sind, die bedingungslose Anerkennung dessen, was ist und Macht hat, und den irrationalen Nachdruck auf konventionelle Werte, wie äußerlich-korrektes Benehmen, Erfolg, Fleiß, Tüchtigkeit, physische Sauberkeit, Gesundheit, und entsprechend auf konventionelles, unkritisches Verhalten. Innerhalb dieses Konventionalismus wird hierarchisch gedacht und empfunden: man verhält sich unterwürfig zu den idealisierten moralischen Autoritäten der Gruppe, zu der man sich **selber** rechnet, steht aber zugleich auf dem Sprung, den, der **nicht** zu dieser gehört . . ., unter allerhand Vorwänden zu verdammen. Die populäre Wendung von der Radfahrernatur trifft den autoritätsgebundenen Charakter recht genau."

Von jeher liebt dieser Charakter besonders in Deutschland die Macht und die Größe, Glanz und Gloria. In seinem Verhältnis zum Staat liegt mehr Ängstlichkeit als Vaterlandsliebe. Das bewahrt ihn davor, gegen die Gesetze zu verstoßen. **Heilig ist ihm die Ordnung:** ihr bringt er jedes Opfer, zu Hause, im Betrieb, beim Militär und anderswo. Ordnung wird ihm zum Maßstab einer „gesunden" Politik. So gleicht sein politischer Horizont den Gesetzen der Bürokratie. Der Liberale Max **Weber** hat im Jahre 1909 dieses autoritäts- und ordnungshörige Bewußtsein mit folgenden Worten kritisch fixiert:

„Es ist, als wenn in der Politik der **Scheuerteufel,** mit dessen Horizont der Deutsche ohnehin schon am besten auszukommen versteht, ganz allein das Ruder führen dürfte, als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden sollten, die Ordnung brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilfslos, wenn sie aus ihrer ausschließlichen Angepaßtheit an diese Ordnung herausgerissen werden."

In totalitären Herrschaftssystemen tritt an die Stelle selbständigen Sichentscheidenmüssens die Disziplin, an die Stelle des kritischen Zweifelns das billige Einverständnis mit vorgegebenen stereotypen Urteilen.

Neues Klientelverhältnis

Damit verschaffen diese Systeme den ordnungswilligen Untertanen **eine psychische Entlastung, die allerdings um den Preis geistiger und politischer Unmündigkeit erkauft ist.** Da die großen Säulen der Tradition, Religion und Autorität, in denen Hannah **Arendt** die Fundamente der europäischen Kultur erblickt, nicht erst seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts ins Wanken gerieten, da die väterliche Autorität aufgrund der sozialökonomischen Veränderungen rapide geschwunden ist, halten obdachlos gewordene kleinbürgerliche und mittelständige Schichten Ausschau nach Ersatzautoritäten. Im Teilhaben an machtvollen Führerpersönlichkeiten, am Glanz der Nation oder der Rasse bildet sich so ein neues „psychologisches **Klientel**verhältnis" heraus, das den Bedürfnissen der Herrschenden wie den Beherrschten gleichermaßen entspricht. Die herrschenden Klassen bedürfen der Ehrfurcht seitens der Beherrschten, damit das Autoritätsverhältnis verklärt und verewigt wird. Den Untergebenen aber verschafft das Bestehen sichtbar unerschütterlicher Autoritäten die Befreiung vom Zwang zu selbständiger Entscheidung, die Befreiung von Angst- und Schuldgefühlen durch gehorsame Pflichterfüllung und eine sekundäre Rechtfertigung und Sinngebung ihrer ephemer gewordenen sozialen Existenz.

Für eine psychologische Revolution

Dieser **Teufelskreis autoritäter Repression** und der Erzeugung autoritätsgebundener Sozialcharaktere könnte erst **dann** durchbrochen werden, wenn an die Stelle der bloßen Rebellionen die psychologische Revolution träte. Alle Formen der Emanzipation, die in den westlichen Industrieländern seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben, waren bloße Rebellionen, d. h., der allmähiche Abfall von einer **bestimmten** Autorität unter Beibehaltung der autoritären Charakterstruktur mit ihren spezifischen Bedürfnissen und Formen der Befriedigung. Psychologische Revolution hingegen wäre erst dann möglich, **wenn eine grundlegende Änderung der Charakterstrukturen in dem Sinne erreicht würde, daß die seelischen Impulse, die bislang starker Autoritäten bedurften, allmählich schwächer würden und ganz verschwänden.**

Möglichkeit der Identifikation

Freilich setzt dies eine grundlegende Änderung der überkommenen ökonomischen und politischen Herrschaftsverhältnisse voraus. Erst sie schafft die Bedingung für **demokratische Autorität,** in der an die Stelle der Kluft zwischen autoritären Herrschern und autoritätshörigen Beherrschten **eine gangbare Brücke tritt,** so wie Erich **Fromm** es skizziert hat:

„Mit der demokratischen Autorität kann man sich identifizieren, statt sich mit dem bloßen Partizipieren begnügen zu müssen. Die psychologische Funktion (der Autorität) ist also hier weitgehend die, dem Unterlegenen ein Vorbild zu sein, und ihm . . . Triebkräfte zu geben, durch die er der Autorität immer ähnlicher werden kann, ja selbst erlangen kann . . .: sie wird rational."

Damit erst wäre die gefährliche Diskrepanz zwischen technologisch fortgeschrittener Wirtschaftsstruktur und anachronistisch gebliebener Politik und Gesellschaftsordnung beseitigt. Das Signum dieser Diskrepanz wird heute etwa im Nebeneinanderbestehen von Überfluß und Hunger, elementarem Lebenswillen und atomarer Bedrohung sichtbar. Nur in dem Maße, als es gelingt, diesen Widerspruch ohne Zerstörung der erreichten technischen und kulturellen Fortschritte aufzuheben, ist die Transformation autoritärer Herrschaftsformen in eine neue Gesellschaft solidarischer und frei planender Individuen zu verwirklichen. ■

Fortsetzung ECHO zum Schadewaldt-Artikel

„Das Überraschende an dem Artikel „Hehre Stunde Alter Philologen' war nicht die Kritik als solche, sondern dies, daß hier durch sachliche Unrichtigkeiten, beleidigende Beschimpfungen und törichte Verallgemeinerungen leichtfertig die Chance verspielt wurde, für den vieldiskutierten Sinn studentischer Kritik Vertrauen und Verständnis zu gewinnen. Solange sich der Verfasser des Artikels in den Mantel der Pseudonymität hüllt, fällt die auch unter den meisten Studenten sehr eindeutige Reaktion auf die verantwortliche Redaktion zurück, die, so fürchte ich, der Studentenschaft einen schweren Schaden zugefügt hat. Denn die Vertreter der Fachschaften können nicht auf die Dauer in der Fakultät und ihren Kommissionen verantwortlich mitarbeiten (diese Mitarbeit ist gerade in der Abteilung für Philologie sehr weitgehend verwirklicht) und gleichzeitig in ihrem offiziellen Organ einen derartig maßlosen und unflätigen Ton zulassen, der das Vertrauensverhältnis zwischen Professoren und Studenten zerstört und nach außen in einer unsere Universität im ganzen abträglichen Weise lächerlich wirkt. Auch wer dem Gedanken studentischer Kritik sehr offen gegenübersteht, muß sagen: So geht es nicht. Dieser Artikel ist keine Diskussionsbasis." Prof. Dr. Hellmut Flashar

*

„Wir distanzieren uns entschieden von Form und Inhalt des Schadewaldt-Artikels. Er ist nicht dazu geeignet, ein gutes Verhältnis zwischen Professoren- und Studentenschaft zu gewährleisten, weil der Schreiber persönliche Angriffe mit sachlicher Kritik verwechselt hat."

Für die Fachschaft klassische Philologie
gez. Ralf Urban / Rainer Adams

*

„Es ist begrüßenswert, wenn eine Studentenzeitung sich auch mit dem wissenschaftlichen Angebot ihrer Hochschule auseinandersetzt, sei es in Rezensionen von ganzsemestrigen Vorlesungen oder einmaligen Gastvorträgen. So ist a priori auch nichts dagegen einzuwenden, daß eine Besprechung des Vortrages von Prof. Schadewaldt in den RUHR-REFLEXEN veröffentlicht wird.

Etwas einzuwenden habe ich allerdings gegen die Art und Weise, wie sich die Autoren des Artikels mit dem Vortrag auseinandersetzen: Der Leser dieses Artikels erwartet, zunächst vorgeführt zu bekommen, was der Vortragende dargeboten hat, um dann die Kritik an dem Vorgeschlagenen zu lesen und sich damit auseinanderzusetzen. Er sieht sich getäuscht. Vom Inhalt des Schadewaldtschen Vortrages ist wenig die Rede, mehr wird geschwafelt über ein Gemisch von unverdauten, angeblich politisch-soziologischen Bezügen, die mehr gewollt als gekonnt völlig zusammenhanglos im Text verstreut sind („das I.R. — Imperium Romanum — ist die U.S.A. der Altphilologen". . . . „man verhält sich opportunistisch gegenüber einer Herrschaft — die faktisch nicht mehr existiert; man unterwirft sich willig deren Denkmechanismen und Sprachregelungen — wo es politisch absolut nichts mehr fruchtet") — wo gibt es politische Bezüge, wenn man über Winkelmanns und Rilkes Apollondeutung spricht? —, unreflektierter marxistischer Kulturkritik („das beflissene, wohlbetuchte Bildungsbürgertum ist sich allererst selbst am nächsten; über allem steht der private Egoismus . . . Der Vermögenslage dient die Weltanschauung dauernd als Verbrämung") und falsch verstandenem Humanismus.

Bedenklich ist der Ton, in dem diese Abhandlung geschrieben ist. Bedenklich nicht nur, weil er mit der Absicht, ironisch zu erscheinen („Paul Ottos Schäkereien"), doch nur plump und unverschämt ist, bedenklich auch deshalb, weil jegliche berechtigte Kritik, die man auch an dem Vortrag von Prof. Schadewaldt üben kann, sich ihrer Glaubwürdigkeit begibt, wenn sie in dieser Art und Weise vorgetragen wird. So verliert sie nicht nur ihre Glaubwürdigkeit, sondern auch ihre Existenzberechtigung.

Vollends bedenklich wird der Artikel, wenn man berücksichtigt, daß er veröffentlicht wurde im „Offiziellen Organ des Allgemeinen Studentenausschusses der Ruhr-Universität". Wie kommt ein offizielles Organ der Studentenschaft dazu, in einem Artikel vom Studium eines der Fächer abzuraten, die an der Universität gelehrt werden? Ist nicht auch die Fachschaft Altphilologie ein Teil der Studentenschaft und als solcher in der Studentenvertretung vertreten? Und nicht nur von einem Fach wird abgeraten, sondern vom Studium der Geisteswissenschaften insgesamt. Das offizielle Organ der Studentenschaft rät also eben dieser Studentenschaft, sich selbst in die Luft zu sprengen? Das kann doch wohl nicht die Intention des AStA sein. Man sollte also erwarten, daß sich dieser — so peinlich und blamabel dies auch sein mag — von diesem Artikel öffentlich distanziert.

Gänzlich verständnislos steht man dem Artikel schließlich gegenüber, wenn man bedenkt, daß die Autoren des Artikels selber Geisteswissenschaften studieren." (?) Thomas Lindemann

*

„Fein sowas! Der Artikel traf genau ins Schwarze . . . Der Lieberg, der soll ja getobt haben! . . ."

Ein Student der Altphilologie, der aus begreiflichen Gründen nicht genannt sein will.

*

Unser Autor Paul Otto, der zu seiner Freude einen ungenannten Ruhr-Professor und viele stille Leser auf seiner Seite hat, den jedoch obenstehende Leserbriefe zur Einkehr stimmten, schrieb uns:

„Weh mir, der ich gefehlt habe! Ohne Arg trat ich ins Wespennest, absichtslos. War doch mein Bestreben — ich wähnte: deutlich spürbar — dem Vortragenden Gerechtigkeit angedeihen zu lassen! Ohne Häme: ich will's den Professoren und Studenten verkünden: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. So gemeint! Keine Ironie, allenfalls noch Selbstironie, die allein mir ansteht! Schließlich war mir als Ruhr-Studenten, minderbemittelt, wie ich von Haus aus nun mal bin, nicht möglich, die Aura Tubingensis zu atmen und so die Voraussetzung des ach so schönen Fernseins von der Welt, der ästhetischen Selbstberauschung, meinen Verständnismöglichkeiten zugänglich zu machen.

Ich bedaure zutiefst, aus Fremdheit einer andern Welt gegenüber die Weltfremdheit anderer nicht recht begriffen zu haben und somit weder Prof. Schadewaldt noch Prof. Lieberg noch dem, was ich mir selbst zutraue: ein Miniatur-Schöngeist zu sein, gerecht geworden zu sein. Glaubte ich doch bislang selbst den Kohl, den ich verzapft hab'.

Wieder muß ich's gestehn: ich will mich bessern. Aufrichtig!" Paul Otto

„P. S. Da wir in einer Diktatur der Spießigkeit leben, bleibt mir nichts übrig, als mich gegen einen massiven Vorwurf zu verteidigen: Wer wie Herr Lindemann nicht verstanden hat, daß ich die Studenten geradezu zum Studium der Altphilologie anspornen wollte — freilich es bewußt zu betreiben, nicht mit Ehrfurchtsschauern —, der sollte in der Tat nicht Altphilologie betreiben." ■

Vorlesungskritik an der Ruhr-Universität?

Wie wir hoffen, eine Provokation

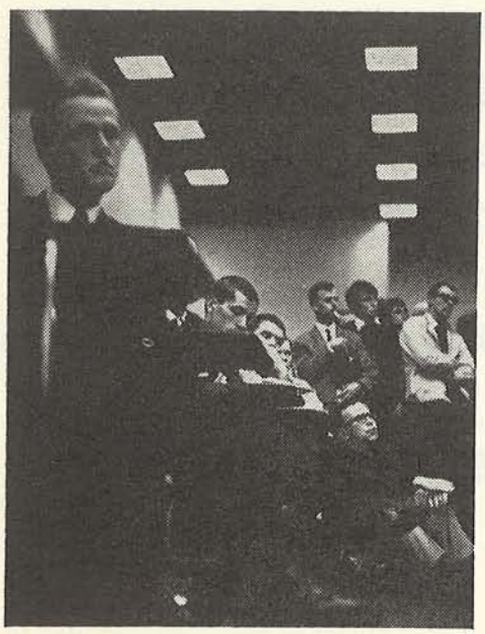
Vorlesungen – eine überholte Sache!

Der Vorlesungsstil westdeutscher Universitäten ist der **institutionalisierte Mangel an Produktivität.** Er färbt zugleich oftmals ab auch auf die Gestaltung von Seminaren, die zu Vorlesungsübungen noch Studierender degradiert werden. Solches Verhalten entspricht einer Theorie von Wissensvermittlung, laut derer erst das gesprochene Wort einer Amtsautorität Einsicht in den Problemzusammenhang einer zu behandelnden Sache ermögliche, als müsse der Herr Professor in persona Bekenntnisse seiner still für sich gewonnenen Erkenntnisse reproduzieren, um die – noch schülerhaft gedachten (leider gar zu oft zu recht, da immer nur in dieser Mentalität gutgeheißenen) – Studenten auf die einsam-lichten Höhen seines belesenen Geistes emporzuführen.

Warum denn sonst wird noch ein derartiger Stil einseitigen Gebens und ebenso einseitigen Nehmens von den Betroffenen, sei's Professoren, sei's Studenten, gepflegt bzw. hingenommen? Glaubt doch manches Jungsemester, noch an die Nestwärme schulischer Vorgekautheiten gewohnt, fleißig gewesen zu sein, wenn es möglichst viel in Vorlesungen gesessen und eifrig Bögen vollgeschmiert hat, die doch, selbst wenn sie wieder vorgenommen werden, zu nichts weiter taugen.

In derartigem Gehabe, dem ein deutlicher Zug von selbstherrlichem Personalismus einerseits, Autoritätsgläubigkeit andererseits entspricht – jede Autorität nur von Amts wegen i s t lediglich Ersatzautorität, da ja die Orientierung an ihr als unreflektierte erwünscht scheint (was freilich von jenen Autoritäten eiligst dementiert zu werden pflegt, und das sogar guten Gewissens, da die Faktizität eigener Machthabe verkennend) –, erweist die westdeutsche Universität, so sie den Stil altersschwächlich immer wieder nachwachsen läßt (wie Polypen in der Nase), noch **Analogien zu kirchlicher Predigtkanzel:** Professoren mögen sich gefälligst, so hat's den Anschein, als Stifter religiöser Sekten, (pseudo-)wissenschaftlicher Schulen benehmen.

Geistige Stammbäume, Personen, die man persönlich gehört hat, über die Sache hinweg hudelnd (vgl. Parkinson über die Annahme von Bewerbern um Stellen in England), werden in der Bundesrepublik gemeinhin mit selbstempfehlender Neureichenmanier – oder ist's Unsicherheit, die sich hinter der Aufzählung großer Namen kaschieren will? – im Ahnenpaß wissenschaftlicher Karriere geführt: „Schüler (jawohl: Schüler!) von dem berühmten Prof. Schlau aus Luftschloß." Demonstration von Bescheidenheit hat leicht den fatalen Beigeschmack von Eitelkeit, der Tugend eines Sonnenkönigs, dessen Macht nicht zuletzt in Repräsentation bestand. Lauter kleine Sonnenkönige . . . Der Lektüre werden empfohlen die Nummern 5–9 der „Freunde- und Förderer"-Zeitschrift „Ruhr-Universität", die manches Prachtexemplar für die Filiationsmanie namenstrophäenreihender – auch hiesiger! – Selbstanpreiser aufführen.



Nach kurzem ahnenkultischem Exkurs zurück zum Thema Vorlesungsstil: Des Studikers Werk bei derlei amtlich vorgeschriebener Selbstbeweihräucherung (dem **Privat**dozenten wenigstens eine zweiwochenstündige) besteht in andachtsvollem Vernehmen und eifrig-eiligem Mitpinnen professoraler Verkündigungen, die nicht nur im Stil, sondern auch oftmals im Inhalt über Schulweisheit hinaus nichts sonderlich Neues anbieten (gerade bei den Philologen!), allenfalls hat er sich institutionell das Recht erworben, undifferenziert zu zischen oder zu klopfen, was hinwiederum den Vortragenden, will er sich der Publikumsgunst und Hörgeldzahler vergewissern, zuweilen zu witzelnden Mätzchen, der Sache selten dienlich, verleiten mag. Mag manch ein Dozent von sachlich fundiertem Eigengewicht solches auch gering achten, allein die Einrichtung hat eine **verhaltensprägende Kraft.** Klagt da ein Züricher Studierender, der Vorlesungsbetrieb komme in seiner Wirkung ungefähr einem Schrotthaufen gleich, weil der Student „verzweifelt versucht, das Wort des Dozenten zu späterer Verwendung zu bannen" (Walter Büchi, Keine Zeit für eine Freundin, in: Zürcher Student, 44. Jg., Nr. 1, Mai 1966, S. 6).

Vorlesungen des Stils, wie sie auch an der neuen Bochumer Uni („neu" nur als Bezeichnung für den letztproduzierten Artikel einer Serie von Universitäten zu nehmen, wobei die Hallauer-Clique, getreu staatlichem Auftrag, den Zuchthaus-Charakter außerdem noch im Baustil ausgeprägt hat – vgl. Architekturkritik in Nr. 4 dieser Zeitschrift) hörsaalüblich geworden sind (wie viele Hörsäle im Vergleich zu den Seminarräumen!), mögen ihre Plausibilität gehabt haben, als den volkswirtschaftlichen Stiefkindern (der Studentenschaft) erschwinglicher Buchhandel noch nicht möglich schien: sie waren damals **Bücherersatz,** mögen sie auch noch so sehr in Anlehnung an irgendwelche Plotiniker metaphysiziert worden sein. **Flüchtiger Rede ist nun einmal festgehaltenes Wort auch didaktisch vorzuziehen,** bleibt es doch beliebig kontrollierbar. Nun, die Bevorzugung der Vorlesung ist eine solche des „akustischen" Typs von Studenten. Man könnte durch Einschaltung des Radios – Ruhr-Uni-Rundfunk! – manches an Aufwand sparen.

Es möchte heute auch deutscher Gelehrten-Vernunft angemessen sein, **Manuskripte von Vorlesungen oder sonst Lesenswertem zu hektographieren** – man blicke nach Frankreich! – und zu geringem Entgelt unter Interessenten zu vertreiben. Es gibt noch immer eine Reihe von Herren, die man daran erinnern muß, daß sich auch Geist marktmäßig handeln läßt. (Welcher Student wollte beanspruchen, geistig was zu werden, während er pekuniär derart in der Klemme sitzt, daß er auf anderer Mildtätigkeit angewiesen ist: Oh, dieser Dankbarkeitskult, dem gerade die Intelligenz unterworfen wird!)

Zeit würde erspart, denn die Zahl der Vorlesungsstunden ließe sich erheblich verringern, der Professor könnte, statt mehr oder weniger stumpfsinnig wiederholend zu verlesen, was er im stillen Kämmerlein – wo die Rechte nicht sieht, was die Linke tut – produzierte, **Diskussionsfreudigen Rede und Antwort stehen,** was zuweilen auch stofflich bereichernd wirken könnte – zu solchem Behuf gibt der „Zürcher Student" den Tip, Vorlesungsmanuskripte u. a. als Dokumentationen zu Dozenten-Thesen herauszugeben. Nun wird jemand einwenden, dabei käme nichts heraus, da nur wenige Studenten in der Lage wären, zu diskutieren. Recht hat er: Es wird langsam Zeit, daß das anders wird (hier hat die Schule meist völlig versagt mit ihrer Ideologie des Enzyklopädischen: Reif sei, wer in alles – soweit es Humanistenansprüchen genügt – hineingerochen hat, aber bitte nichts aus des Lebens Zweckgebundenheit!). Studenten wären nicht auf hastiges Gerenne von Hörsaal zu Hörsaal angewiesen, brauchten nicht zwischen zwei sich zeitlich überschneidenden interessierenden Angeboten qualvoll zu wählen, bekämen sie doch, was sie wünschten, schriftlich. Auch würden sie gewiß weit weniger als bisher **zu lammfrommer Autoritätshörigkeit verzogen,** die immer nur des Dozenten Urteil n a c h zubilden vermag. Bewußtere Studenten hören eine Vorlesung nur an, d. h. gehen zwei- bis dreimal hin, weiteres erscheint ihnen selbst bei guten Vorlesungen als **Zeitvergeudung.**

Aufruf, zu kritisieren

Unser Vorhaben, nach FU-Spiegel, politikon und DISKUS, ebenfalls Vorlesungskritik zu üben, würde sich, falls nebiger Vervielfältigungsvorschlag unseren Dozenten gefallen möchte – wir wagen's kaum zu hoffen, obzwar es den ohnehin mit wissenschaftsfremder Arbeit überlasteten Assistenten so viel an Mehrarbeit nicht macht –, erheblich erleichtern. Bis dahin bleiben wir wohl aufs Tonband oder zufällig-auswählendes Mitgeschreibsel angewiesen.

Wir wollen konkrete Kritik betreiben innerhalb des Rahmens einer Institution, die – wie Nebenstehendes genugsam verdeutlicht – uns **in ihrer derzeitigen Form als überholt** erscheint, das ist unsere Voreingenommenheit, wir geben es offen zu. Wir hoffen, mittels unserer Kritik immer erneut – bis es vielleicht doch einmal fruchtet – den institutionsbedingten Leerlauf plastisch machen zu können. Wir sind auch nicht so bescheiden, uns – wie es Dieter E. Zimmer den Studenten in der ZEIT (Nr. 22, 27. Mai 1966, S. 17 f. unter dem Titel „Anonyme Schmierfinken?") als anstehend zubilligte – nur auf die A r t des Vortrages, aufs Didaktische, zu beschränken. Weist doch Prof. Benno von Wiese (in: „akut", Juli 1966, S. 4) zu recht darauf hin, wie wenig etwa die Aufnahme, der Modus des Vortrags bei verschieden fortgeschrittenen Semestern vom Inhalt zu trennen ist. Auch wir sind der Ansicht, eine pädagogisch schwache Leistung eines guten Wissenschaftlers besser verdauen zu können als die pädagogisch gute eines Scharlatans. Wir beabsichtigen daher, **auch den Inhalt des jeweils Vorgetragenen der Kritik zu unterwerfen, etwa indem wir ungenannt bleibende Voraussetzungen als weltanschaulich bedingt zu denunzieren trachten** oder die Vorlesung eines Juristen mit den Ohren eines Historikers hören: Anlaß zur Kritik besteht in allen Abteilungen, hat sich doch bisher kaum realisiert, was man sich von der Zerschlagung der Fakultäten versprach: interdisziplinäre Kooperation.

▶

VORLESUNGSKRITIK

Sicherheit, wo Ströme fließen

WICKMANN

Geräte-Sicherungen und Halter für die Schwachstromtechnik

Als einer der erfahrensten Hersteller bieten wir Geräte-Sicherungen nach VDE-DIN, CEE, IEC, SEMKO und amerikanischen Standards in ausgereifter Qualität.
Das lückenlose Programm enthält G-Schmelzeinsätze, Halter, Schraubkappen und Spannungswähler für jeden Verwendungszweck.

Wickmann-Werke Aktiengesellschaft
581 Witten-Annen Telefon 6921

Die Sparkasse ist für alle da!

Jeder kann Kunde der Sparkasse sein. Die Sparkasse ist - das bestimmt ihre Satzung - da, um der Allgemeinheit zu dienen. Das ist einer der Gründe für ihre Verbundenheit mit allen Kreisen der Bevölkerung. Bei uns sparen Angehörige freier Berufe, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Angestellte, Arbeiter, Rentner und Pensionäre. Ob man Geld anlegen will oder Kredit braucht, ob Überweisungen, Schecks, Wechsel oder sonstige Zahlungen auch beim Außenhandel. Die Sparkasse ist der richtige Partner für alle.

STÄDTISCHE SPARKASSE BOCHUM

in Querenburg · Im Westenfeld 22 · Telefon 511015

Aufruf, zu kritisieren

Nur die evangelische Studentengemeinde hat sich einmal ernsthaft dem Problem des interdisziplinären Gesprächs zugewandt, als sie in einer Podiumsdiskussion den wissenschaftlichen Charakter der Theologie in Frage stellen ließ: immerhin doch ein Anfang – typischerweise von einer Institution außerhalb der Universität initiiert.

Unsere Hoffnung besteht allerdings darin, daß wir uns mit unserer Unbescheidenheit nicht übernommen haben. Natürlich hegen wir Zweifel, wissenschaftlich hinreichend qualifizierte Mitarbeiter zu finden. **Wir rufen daher alle, die sich für kompetent halten,** insbesondere Assistenten und solche, die es werden wollen, **dazu auf, zu ihrer Meister Lesungen sich zu verbreiten,** sei es Lob oder Tadel spendend, wenn nur verantwortet. Zwar sind wir, gerade was die hiesige Universität und ihren nicht zuletzt von den Studierenden verschuldeten autoritären Geist betrifft, nicht besonders zuversichtlich, fähige Mitarbeiter für dieses Unterfangen aufzutreiben, zumal sich die Ruhr-Studenten durchweg den graduell **gegenüber anderen Hochschulen auffallenden Gegebenheiten der Gängelung** fast willenlos – sie wohl als Fegefeuer durcheilend – gefügt zu haben scheinen.

Dennoch wollen wir nichts unversucht lassen, die amorph-träge Masse hiesiger Schmalspurdenker aufzuscheuchen, selbst wenn wir die Hechte im Karpfenteich zu spielen haben. Uns bereits nachgerühmte Aggressivität hat ihre Wurzel im Wissen um unsere **Ohnmacht.**

Die Gängelungsatmosphäre und den Glauben an die eigene Unzurechnungsfähigkeit von Autoren einkalkulierend (der Mangel an Zivilcourage ist eine belastende Erfahrung nicht zuletzt aus der Zeit des Hitlerregimes, von wohlmeinenden Eltern ihren Kindern anempfohlen), sichert die Redaktion Kritikern Anonymität zu. Allerdings wäre ihr ein namentlich gezeichneter Beitrag willkommener, da mehr geeignet, moralische Emotionalität des reagierenden Kritisierten auszuschalten, damit die Disputation zu versachlichen.

„Die Anonymität einer Rezension stellt eine Zwangsmaßnahme dar. (Drohungen mit Disziplinarverfahren gegen Studenten, die Kritik wagen, kommen leider vor.) Sie verpflichtet den Autor um so mehr zu gewissenhafter sachlicher Kritik . . . Es erscheint nur angemessen, daß die Vorlesungskritik sich ihrerseits wieder der prüfenden öffentlichen Diskussion stellt." (Hanns-Helge Schneider, Maß für Maß, in: DISKUS, 12. Jg., Nr. 5, Juli 1966, S. 1) Solche Zwangsmaßnahmen kann prinzipiell erst mit dem **Abbau des Patronagesystems,** wie es an bundesdeutschen Universitäten und besonders auch in Bochum klimabeherrschend ist, aufgehoben werden. Geradezu pervers mutet uns an, wenn Dieter Hildebrandt gegen Vorlesungskritik (FAZ 3. 3. 66) einwendet: „Zum andern erscheinen die Rezensionen ohne Verfassernamen . . . es herrscht nicht die volle Freiheit, die der Kritik bedarf, nicht die Unabhängigkeit, die allein ein Urteil ermöglicht."

Zu unserem Stil soll es gehören, den Angeschossenen in derselben Nummer, in der die Kritik an ihrer Vorlesung erscheint, eine Stellungnahme dazu zu ermöglichen. Unser universitätspolitisches Ziel ist dabei das einer **Schwerpunktverlagerung vom Vorlesungsmonolog hin zur Diskussion, ja Disputation,** wie zu frühuniversitären Zeiten.

Die Wirkung unserer Vortragsbeschreibungen ist bisher freilich denkbar gering: aus professoraler Feder nur zwei mühsam hervorgelockte Leserbriefe, keine spontane Gegendarstellung (beraubt uns doch nicht durch Schweigen des Versuchs, den Forumscharakter unseres Blattes zu wahren!). Mit der Kreation unseres neuen Stils – vielleicht schon in der Januarnummer zu verwirklichen – erhoffen wir mehr Erfolg. Dies unser (geplanter) Beitrag zur – nottuenden – Verwissenschaftlichung dieser Universität. Nochmals sei's gesagt: **Wir buhlen um jeden, der unser Vorhaben unterstützen will.**

Skeptisch-gespannte Redakteure

Stellungnahmen der Dekane

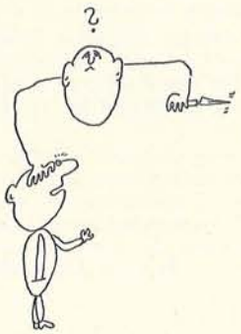
Die Redaktion der RUHR-REFLEXE hat an die Dekane der 18 Abteilungen folgende Fragen gerichtet:

① Was halten Sie von der Vorlesung als Institution, unabhängig von der Qualität einer bestimmten Vorlesung? Wie hoch schätzen Sie ihren didaktischen Wert?

② Was meinen Sie zu studentischer Kritik an Vorlesungen oder Seminaren? Wie weit ist sie nach Ihrer Ansicht legitim? Wie hoch schätzen Sie die Qualifikation Ihrer Studenten in bezug auf eine derartige Betätigung? Was würden Sie sich von studentischer Kritik versprechen?

③ Welche Chancen geben Sie — speziell in Bochum — dem Vorhaben, Vorlesungs- oder Seminarkritik zu üben?

Daraufhin gingen die nachstehenden schriftlichen Stellungnahmen ein (weitere folgen in der nächsten Nummer).



Der Rektor

Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben vom 11. d. M., in dem Sie das Thema „Vorlesungskritik" aufgreifen. Dabei möchte ich zum Ausdruck bringen, daß ich Ihr Vorgehen sehr begrüße, bei der Diskussion über die Frage der Vorlesungskritik sich auch und vorher an diejenigen zu wenden, die es unmittelbar angeht.

Andererseits bitte ich, verstehen zu wollen, daß ich als Rektor eine Stellungnahme zu dieser Frage nicht abgeben kann. Im übrigen glaube ich, daß sich hier auch nur die unmittelbar Betroffenen, also die Ordinarien, aber auch der Mittelbau, dazu äußern können, nicht aber „offiziell" der Rektor als Organ einer Institution, in einer Funktion also, in der Sie ihn angesprochen haben.

Professor D. Greeven

Abteilung für Katholische Theologie

Sie haben mich um meine Stellungnahme zum Problem der Vorlesungen bzw. der Kritik zu Vorlesungen und Seminaren gebeten. Ich darf Ihnen in aller Kürze darauf antworten.

1. Vorlesungen halte ich für den Studierenden, der sich in einer bestimmten Disziplin wirklich wissenschaftlich orientieren will, für unabdingbar notwendig. Wie soll der junge Student, der ohne die Durchblicke und systematische straffe Bearbeitung einer Vorlesung vor Bergen von Literatur steht, sich klar werden, was darin wirklich wertvoll und was sekundäre und tertiäre Größen sind? In den Vorlesungen werden auch wissenschaftliche Richtungen und Schwerpunkte deutlich. Der Professor liest ja seinen Stoff nicht in völliger Abstraktion von seiner eigenen Auffassung und Meinung. Was er vorzutragen bereit ist, wird zum wissenschaftlichen Bekenntnis, das in vieler wissenschaftlicher Mühe und in Jahren sich gebildet hat. Ohne Vorlesungen bleibt der Student der Masse des Wissensstoffes gegenüber richtungslos!
2. Die studentische Kritik an Vorlesungen und Seminaren ist vor allem danach zu beurteilen, wie oft und wie intensiv die Kritiker vorgängig Vorlesungen wirklich gehört, d. h. mitgearbeitet und an Seminaren tatsächlich teilgenommen haben. Erst dann ist Kritik im eigentlichen Sinn, nämlich die Scheidung und Unterscheidung des Wichtigen und Wertvollen von anderem, sinnvoll und fruchtbar. Die Kritik in aller Öffentlichkeit, statt im Kreise von Seminar und Vorlesung, sozusagen Aug in Aug mit dem Professor, artet leicht zu spektakulären Formen und zu „Fensterreden" aus, namentlich wenn noch ein bestimmter Ton dazukommt.

   Sie dürfen mir wirklich glauben, meine Herren, daß Sie damit immer das Gegenteil von dem erreichen, was Sie in Wahrheit wollen!

Mit guten Wünschen für Ihre wichtige Arbeit und mit freundlichen Grüßen bin ich

Ihr **Prof. Dr. G. Teichtweier**

Abteilung für Wirtschaftswissenschaft

Die Fakultät der Abteilung für Wirtschaftswissenschaft hat sich in ihrer letzten Sitzung mit Ihrer Anfrage vom 11. Oktober 1966 beschäftigt. Die von Ihnen aufgeworfenen drei Fragen beantworte ich in Übereinstimmung mit der Fakultät wie folgt:

ad 1: Aus zwei Gründen kann und wird an normalen Universitäten auf die Institution der Vorlesung nicht verzichtet werden. **Erstens** ist die Form der Vorlesung am besten geeignet, den **Anfänger** an den Gegenstand seines Studiums heranzuführen, indem ihm Hauptprobleme und Hauptmethoden der Problemlösung erläutert werden. Dies ist aller Erfahrung nach eine **Voraussetzung** für sinnvolles eigenes Literaturstudium.

Zweitens – und das ist wichtiger – konfrontiert die Vorlesung den **Fortgeschrittenen** in konzentrierter und systematischer Form mit den eigenen Leistungen und Ansichten des Dozenten, mögen diese in neuen Forschungsergebnissen oder „nur" in einer neuen Ordnung und in selbständiger geistiger Durchdringung schon bekannter Aussagen bestehen. Kolloquien, Übungen und Seminaren kommen andere Funktionen zu, z. B. klärende Aussprachen; Beschäftigung mit noch ungesicherten, systematisch nicht eingeordneten Gedanken des Dozenten; eigene Beiträge der Studierenden.

Gegenwärtig kommt dazu **drittens** noch das ungünstige Zahlenverhältnis zwischen Dozenten und Studierenden in den sog. **Massenfächern.** Aus diesem Grunde muß vielfach auch dort die Form der Vorlesung gewählt werden, wo z. B. Kolloquien in kleineren Gruppen effizienter wären. Insofern – aber nur insofern! – ist die Vorlesung auch ein leider noch notwendiges Übel.

Im übrigen ist selbstverständlich der didaktische Wert einer Vorlesung nicht unabhängig von deren Qualität zu beurteilen.

ad 2: Studentische Kritik an Vorlesungen und Seminaren gibt es seit eh und je. Weil sich der ▶

VORLESUNGSKRITIK

Stellungnahmen der Dekane

Prozeß der Wissens**gewinnung** in Kritik und Antikritik vollzieht, muß auch der mit ihm eng verbundene Prozeß der Wissens**vermittlung** diesem Wechselspiel unterliegen. Die Kritik äußert sich zunächst in Beifalls- und Mißfallenskundgebungen, sodann im wechselnden Besuch der Lehrveranstaltungen, vor allem aber in Frage, Rede und Gegenrede bei Kolloqien, Übungen und Seminaren.

Ihre Anfrage und meine Antwort beziehen sich also nur auf eine bestimmte, zusätzliche Form der Kritik, nämlich die Rezension von Lehrveranstaltungen in den RUHR-REFLEXEN.

Nach Auffassung der Fakultät **könnte** diese neue Form der Kritik unter bestimmten Voraussetzungen eine positive Wirkung haben, wenn auch nur eine sehr bescheidene, gemessen an den herkömmlichen Formen der kritischen Diskussion. Ebenso besteht aber auch die Gefahr, daß diese neue Form zu einer Verschlechterung des universitären „Klimas" führt, mit der am wenigsten den Studenten gedient wäre.

Für den Erfolg dieser Form der Vorlesungskritik sind vor allem zwei Voraussetzungen unabdingbar:

Erstens müßte der Kritiker sachlich und zweitens müßte er charakterlich für seine Aufgabe qualifiziert sein.

Zur **sachlichen** Qualifikation: Der Kritiker müßte die Kenntnisse, um deren **Erwerbung** willen er die Lehrveranstaltung normalerweise besucht, bereits **besitzen.** Er müßte außerdem fähig sein, den Stoff der kritisierten Lehrveranstaltung im sachlichen Gesamtzusammenhang richtig zu sehen. Da diese Voraussetzungen in der Regel nicht gegeben sind, könnte sich die Kritik dann lediglich auf die Form des Vortrages beziehen, wobei aber die Erfahrung lehrt, daß formal angreifbare Lehrveranstaltungen häufig ihrem Inhalt nach hervorragend sind.

Zur **charakterlichen** Qualifikation: Der Kritiker müßte der naheliegenden Versuchung widerstehen können, seine Kritik um anderer, z. B. hochschulpolitischer oder allgemeinpolitischer Gesichtspunkte, wegen zu manipulieren. Vor allem müßte er auch bereit sein, die Kritik mit seinem vollen Namen zu zeichnen, sich aber dadurch nicht zu Lobhudeleien verleiten zu lassen. **Anonyme Kritik** könnte nicht akzeptiert werden. Sie widerspräche den Regeln des Anstandes und würde nicht zu einer fruchtbaren und vertrauensvollen Diskussion anregen.

ad 3: Nach dem Gesagten müßte ein Rezensent von Verantwortungsgefühl durchdrungen und von Sachkenntnis erfüllt sein. Wir Professoren würden es dankbar begrüßen, eine große Zahl solcher Studenten zu haben, doch kann uns – gefördert auch durch die jüngsten Ereignisse an der Spitze der Studentischen Selbstverwaltung unserer Universität – Skepsis nicht verübelt werden. Es ist daher wohl angebracht, die Studentenschaft zu ermuntern, die anderen Möglichkeiten der Kritik tatsächlich auszuschöpfen, bevor sie sich über die „RUHR-REFLEXE" an die Öffentlichkeit wendet.

Prof. Dr. W. Busse von Colbe

Abteilung für Sozialwissenschaft

Zu den gestellten Fragen scheint mir Humboldt in seinem Entwurf „Über die innere und äußere Organisation der Höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin" (1810) das auch heute noch Entscheidende bereits gesagt zu haben. Es heißt dort u. a.: „Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kentnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da; sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart und würde ohne sie nicht gleich glücklich vonstatten gehen; er würde, wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näher zu kommen durch die Verbindung der geübten, aber eben darum auch leichter einseitigen und schon weniger lebhaften Kraft mit der schwächeren und noch parteiloser nach allen Richtungen mutig hinstrebenden."

Daraus ergibt sich nach meiner Ansicht:

Vorlesungen, welche in den jüngsten Stand der Forschung einführen und einen Einblick in die besondere Methodenproblematik des dazulegenden Gegenstandes gewähren, scheinen mir auch heute noch unabdingbar, da hier „Forschung im Vollzuge" erfahren werden kann.

Kritik an Vorlesungen und Seminaren ist, der entsprechende Sachverstand und – soweit die Kritik sich auf den Nebensinn des Wortes, Aufzeigung von Fehlern bezieht – der entsprechende Takt vorausgesetzt, durchaus legitim.

Da in dem hier zu berücksichtigenden Sinnzusammenhang von „dem Studenten" nicht gesprochen werden kann, läßt sich die Frage, wieweit eine studentische Kritik qualifiziert ist, nur von Fall zu Fall entscheiden.

Ob und in welcher Form studentische Kritik an Vorlesungen und Seminaren angestrebt werden sollte, ließe sich am sinnfälligsten in einem Kolloquium zwischen entsprechend interessierten Professoren und Studenten der Ruhr-Universität klären.

Prof. Dr. W. Roeßler

Abteilung für Geowissenschaften

1. Manche unserer Universitätsvorlesungen können sicher didaktisch verbessert und im Problemgespräch aufgelockert werden. Aber Abschaffung? Ich habe in meiner eigenen Studentenzeit von Geographen wie N. Krebs und C. Troll, Geologen wie H. Stille und H. Cloos, Historikern wie F. Hartung und F. Steinbach sowie manchem anderen so ausgezeichnete, anregende und die eigene Arbeit fördernde Vorlesungen gehört, daß ich mir Ihre „Abschaffung" gehörig verbeten hätte. Wem eine Vorlesung zu langweilig oder unergiebig scheint, der kann ja fernbleiben. Nehmen wir doch die akademische Freiheit ernst!

   Eine Möglichkeit zur Auflockerung einer Vorlesung sehe ich vor allem in Diskussions- und Fragestunden. Der Erfolg hängt aber – wie im Seminar – ganz von der Mitarbeit der Studenten ab!

2. Studentische Kritik an Vorlesungen und Seminaren wird, soll und muß es immer geben, sonst wäre die Universität tot. **Die Frage ist nur, wie und wo diese Kritik geäußert wird, damit sie der Sache dient. Ich halte es für völlig verfehlt, in öffentlichen Zeitschriften Vorlesungen wie Theatervorstellungen zu rezensieren.** Sicher kenne ich Studenten, die meine Vorlesungen – oder doch Teile oder Gesichtspunkte daraus – nicht nur didaktisch, sondern auch wissenschaftlich beurteilen können. Aber wären das wirklich diejenigen, die dann eine öffentliche Kritik abziehen und die journalistischen Pointen aufsetzen? Da habe ich berechtigte Zweifel.

3. Eine öffentliche Zeitungskritik von Vorlesungen und Seminaren halte ich in Bochum für absurd. Sie würde nämlich gerade Gegensätze zwischen Lehrenden und Lernenden aufreißen und vertiefen, die die Studenten selbst nicht wollen und die glücklicherweise an der Ruhr-Universität im allgemeinen geringer sind als an anderen Orten. **Wirksame gegenseitige Kritik muß in den studentischen Fachkreisen und Fachgruppen wurzeln, von dort aus – ohne öffentliche Effekthascherei – erreicht sie am ehesten Erfolg – und Vertrauen!** Und wenn ein Professor nicht „ansprechbar" ist? Nun, dann gibt es innerhalb der Abteilung ganz gewiß andere, die zu „kollegialen Anregungen" bereit sind.

Wichtig ist, der ganze Komplex muß aus der hohen Universitätspolitik der Studentenschaft **herabgespielt werden auf die Ebene, wo er hingehört: auf die fach- und sachbezogene Arbeit in den Instituten und Seminaren.**

Prof. Dr. P. Schöller

Abteilung für Philologie

Ich kann Ihnen nur meine persönliche Meinung schreiben; denn da bisher keine Fakultätssitzung unserer Abteilung stattgefunden hat, verfüge ich noch nicht über die Ansichten der Kollegen.

1. Ich halte die Vorlesungen nach wie vor für eine wichtige Institution innerhalb der akademischen Ausbildung, und zwar sowohl für die Lehrenden als auch für die Lernenden. Der periodische Stundenplan zwingt zu einer regelmäßigen und über längere Zeit hin anhaltenden Beschäftigung mit einem bestimmten Stoffgebiet, zu der man aus freien Stücken nicht immer käme. Außerdem gibt die Elastizität des mündlichen Vortrages die Möglichkeit, anregende Exkurse einzuschalten, die Studenten persönlich anzusprechen und auf die jüngsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen einzugehen. Der Stoff und die Sekundärliteratur lassen sich auf ein vernünftiges Maß, das für den Studenten das Wesentliche bringt, reduzieren. Schließlich dürften in den Literaturwissenschaften die eigene Meinung und Interpretation des Vortragenden wichtig sein. Ich darf darauf hinweisen, daß außerhalb Deutschlands, in Frankreich und in Rußland, wo die Universitäten die Vorlesungen ganz stark eingeschränkt hatten, seit neuester Zeit wieder Vorlesungen eingeführt werden, weil sich ihr Fehlen als sehr starker Mangel im akademischen Unterricht und auch in der Forschung herausgestellt hat.

2. Ich bin der Meinung, daß eine sachlich fundierte Kritik – ganz gleich, welchem Gegenstand sie gewidmet ist und von wem sie stammt – immer für die Sache, für den Kritiker selbst und für den Betroffenen von Nutzen sein sollte. Doch falls der Artikel über den Gastvortrag von Herrn Prof. Schadewaldt in der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift eine erste Probe von der Kritik sein sollte, die Sie sich vorstellen, so erhebe ich dagegen Einspruch mit allem Nachdruck. Ich bedaure jenen Aufsatz ganz besonders; nicht allein wegen seiner ungehörigen Form, die – wie mir von journalistischer Seite erläutert worden ist – Ansatzpunkte für ein Beleidigungsverfahren bietet, sondern vor allem deshalb, weil er eine äußerst ungünstige Grundlage für jedes ernsthafte Gespräch mit Ihnen über eine studentische Kritik bildet. Auf diese Weise ist weder der Sache noch dem Studierenden noch der Universität gedient.

Mit den besten Wünschen für eine glücklichere Auswahl Ihrer Beiträge und eine erfolgreiche Arbeit Ihrer Zeitschrift, die ich für einen wichtigen Faktor im studentischen Leben unserer Universität halte, begrüße ich Sie

Ihr **Prof. Dr. S. Grosse**

■

Gratispröbchen durch **EXCLUSIV-Tobacco**
83 Landshut, Postfach 568

Informationen aus der Studentenschaft

Zur Erhöhung der Sozialbeiträge

Jeder immatrikulierte Student an der Ruhr-Universität hat pro Semester 70 DM für Sozialbeitrag zu zahlen. Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, ob 70 DM zu viel oder zu wenig für die Studentenschaftsarbeit eines Semesters sind. Vielmehr soll eine kurze Information darüber gegeben werden, w a s mit den Sozialbeihilfen geschieht.

Zunächst ist anzumerken, daß 48 DM von dem Sozialbeitrag an die Deutsche Studentenkrankenversorgung (DSKV) abgeführt werden. Diejenigen der Studenten, die schon irgendwie g e s e t z l i c h versichert sind, können 43 DM beim Studentenwerk Bochum e. V. (Baracke 8) zurückbeantragen. Die restlichen 5 DM sind für eine allgemeine G e s u n d h e i t s v o r s o r g e (es ist z. B. geplant, auch an der Ruhr-Universität Bochum einen Studentenarzt anzustellen). Gesetzlich versicherte Studenten brauchen demnach jeweils nur 27 DM an Sozialbeitrag pro Semester zu zahlen.

Die restlichen 22 DM werden für folgende Zwecke verwendet:

Beitrag an den Verband deutscher Studentenschaften (VDS):	1,35 DM
Unfallversicherung:	1,10 DM
Studentischer Hilfsfond:	1,90 DM
Beitrag an das Studentenwerk:	4,30 DM
AStA-Beitrag:	13,35 DM
	22,— DM

Die Notwendigkeit der ersten drei Posten (VDS, Unfallversicherung und studentischer Hilfsfonds) ist ziemlich schnell ersichtlich:

Für die Arbeit des Dachverbandes aller deutschen Studentenschaften im VDS ist natürlich Geld notwendig. Jede Mitgliedstudentenschaft hat aus diesem Grunde pro Student und Semester einen Beitrag zu entrichten.

Für den Fall, daß den Studierenden an der Ruhr-Universität auf dem Universitätsgelände ein Unfall zustößt, muß selbstverständlich dem Leidtragenden geholfen werden. Dieses Risiko (des Unfalls) wird in Form einer Gruppenunfallversicherung auf alle Studenten gleichmäßig verteilt.

Welcher Student hat während des ganzen Studiums einen ausreichenden Monatswechsel zur Verfügung? Jobs in den Semesterferien oder gar während der Vorlesungszeit müssen oft benutzt werden, um finanziell die Studienzeit zu überstehen. Jedoch nicht jedem Studenten kann zugemutet werden, sich sein Geld neben dem Studium zu verdienen, z. B. nicht demjenigen, der sich auf eine Prüfung vorbereitet. Für diese Situation ist der studentische Hilfsfonds geschaffen. Überbrückungsdarlehen, Freitische und andere Erleichterungen werden aus diesem Fonds ermöglicht.

Der vierte Posten in obiger Aufzählung ist der Beitrag an das **Studentenwerk Bochum e. V.** Das Studentenwerk nimmt alle diejenigen sozialen Selbsthilfeaufgaben wahr, die nicht vollständig oder nicht im großen Maße vom Staat subventioniert werden. (Siehe Dokumentation und Bericht über das Studentenwerk und Akademische Förderungswerk.) Die 4,30 DM für dieses Haushaltsjahr sind zum größten Teil zweckgebunden für ein Studentenwohnheim und eine Kindertagesstätte.

Der größte und letzte Betrag der 22 DM Sozialbeiträge ist unter AStA-Beitrag aufgeführt: 13,35 DM. Dieses Geld wird zunächst einmal dafür verwendet, die Verwaltungseinrichtungen der Studentenschaft zu unterhalten (Bezahlung der Angestellten, Aufwandsentschädigungen der Studentenvertreter, Büroausgaben, Anschaffungen etc.). Die Aufgliederung dieses Postens im Haushalt wird jedoch vor allem den eigentlichen Studentenschaftsausgaben gerecht:

Kulturelle, musische und politische Betreuung der Studierenden, Förderung des Studentensports, soziale und wirtschaftliche Beratung, Förderung der internationalen Beziehungen und wichtige Fachschaftsarbeit für die Fachschaften.

Abschließend ist zu hoffen, daß die Diskussion über den Entwurf des Haushaltsplanes für das kommende Jahr mit größerem Interesse von den einzelnen Studierenden verfolgt wird als in diesem Jahr. Es ist zu empfehlen, den endgültigen Haushalt an dieser Stelle zu veröffentlichen, um möglichst viele Studenten über ihn in Kenntnis zu setzen.

STUDENTENWERK

Gemeinnützige Selbsthilfeeinrichtung der Studentenschaft an der Ruhr-Universität

Das Studentenwerk gründet seine Aufgaben auf dem Sozialhilfegedanken. Das bedeutet, daß die vornehmlich sozialen Interessen der Studierenden in erster Hinsicht von den Betroffenen selbst, nämlich den Studenten, vertreten werden. Dies läßt sich an folgendem Aufgabenkatalog des Studentenwerks deutlich erkennen:

1. Wohnungs- und Zimmervermittlung, Beratung in Wohnfragen
2. Studentenreisedienst
3. Deutsche Studentenkrankenversorgung (DSKV) und Unfallversicherung
4. Beratung von Förderungsangelegenheiten
5. Vergünstigungen jeder Art (Schreibmaschinen, Auto-Ersatzteile etc.)

Diesen Selbsthilfeaufgaben steht ein Bereich gegenüber, der z. Z. vom Akademischen Förderungswerk e. V. wahrgenommen wird; dieser bezieht sich ausschließlich auf die durch den Staat subventionierten Institutionen wie Bewirtschaftung der Mensa und Verwaltung der staatlichen Stipendien.

Damit zwischen dem Studentenwerk Bochum e. V. und dem Akademischen Förderungswerk die Aufgabenbereiche klar abgegrenzt werden, haben schon **vor** Beginn des Vorlesungsbetriebes die Studentenschaft des Landes NRW, das Studentenwerk und das Akademische Förderungswerk folgende Übereinkunft getroffen:

1. Das Akademische Förderungswerk übernimmt den Betrieb und die Verwaltung der „akademischen Wirtschaftsbetriebe", das sind die staatlichen studentischen Wohnheime, die Mensen und die Verwaltung staatlicher Stipendien nach dem Honnefer Modell.

Das Akademische Förderungswerk wird von den Studenten keine Beiträge erheben. Die Studenten sind Kunden der Wirtschaftsbetriebe. Ihre beratende Mitwirkung bei der konkreten Ausgestaltung der Dienstleistungen ist willkommen.

An Selbstverwaltungsaufgaben der Studentenschaft ist das Akademische Förderungswerk nicht beteiligt. Seine Funktion beschränkt sich auf die Bewirtschaftung und Verwaltung der entsprechenden Vermögenswerte.

2. Der gesamte Betrieb der studentischen Selbstverwaltung einschließlich der Übernahme der Sozialaufgaben ist ausschließlich Angelegenheit der Studentenschaft und des von ihr betriebenen Studentenwerkes. Die Professoren sind bereit, auf Wunsch der Studenten dem Studentenwerk beratend zur Seite zu stehen.

Die Beteiligten betrachten damit die entstandenen Differenzen als ausgeräumt. Sie sind der Auffassung, daß sie mit der getroffenen Vereinbarung die Grundlage für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit im sozialen Aufgabenbereich geschaffen haben.

Einrichtung eines Zeitungs-Lesesaals

Seit Beginn des Wintersemesters 1966/67 liegen in der Mensa jeden Tag ca. 50–60 verschiedene Tageszeitungen der deutschen Presse aus. Jeder Student der Ruhr-Universität hat damit die Möglichkeit, sich reichhaltig und umfassend über sämtliche aktuellen, politischen, kulturellen und sportlichen Fragen zu informieren.

Die bedeutendsten ausländischen Tageszeitungen konnten bis jetzt noch nicht ausgelegt werden, da die Studentenvertretung zunächst versucht hat, auch diese Presse kostenlos oder zu einem stark ermäßigten Preis zu beziehen. Dieser Versuch schlug leider fehl. Ab Januar wird aller Voraussicht nach aber auch die ausländische Presse in der Leseecke in der Mensa vertreten sein.

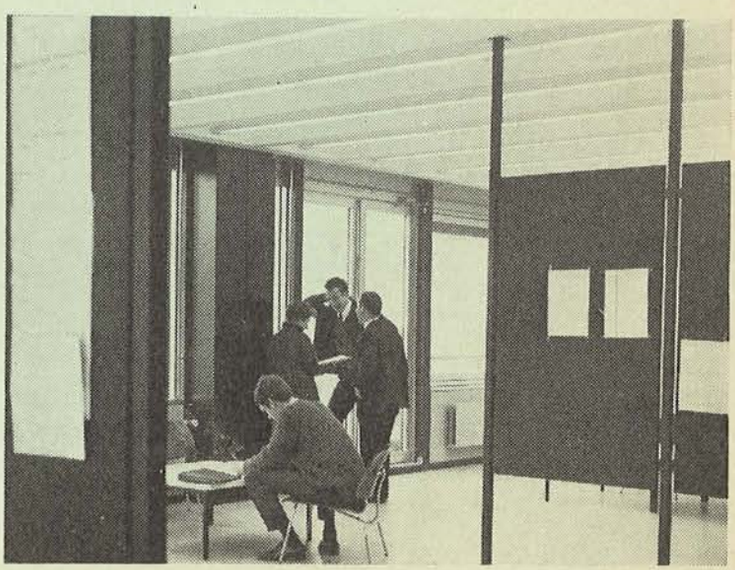
Im übrigen würden wir uns freuen, wenn Sie uns, der Studentenvertretung (Baracke 8), Ihre Anregungen zur Gestaltung eines Leseraumes mitteilen würden.

Internationales Studententreffen in Bochum

Vom 19. bis zum 27. November 1966 fand in Bochum ein internationales Seminar statt, das unter dem Thema „Universität und Studienreform – Experiment oder Notwendigkeit?" stand. Veranstalter des Seminars war die Studentenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Vertreter von zwölf nationalen Studentenverbänden waren Diskussionspartner zu den einzelnen Themenkreisen, die wie folgt aussahen:

1. Neue Universitäten
2. Das Studium in den ersten Semestern
3. Die Internationalisierung der Studiengänge
4. Universitätsreform als Gesellschaftspolitik

Es war geplant, daß dieses Treffen als Vorbereitungsseminar für den Studententag 1967



dienen sollte, bei dem vor allem zwei Ziele erreicht werden sollten:

a) besonders schwierige Probleme des Studiums in Europa exemplarisch zu erörtern. Nach diesen Ergebnissen könnten dann die Vorbereitungen für den Studententag eingerichtet werden.

b) durch die Teilnahme von Studentenvertretern aus den verschiedensten Ländern zu ersehen, welche Arbeitspapiere als Grundlage für den Studententag geschaffen werden müssen.

Leider zeigte es sich zu Beginn des Seminars unmißverständlich, daß die zu behandelnden Themenkreise nur schwierig ohne koordinierte Vorbereitung diskutiert und besprochen werden konnten. Es fehlte die einheitliche Grundlage der Thematik. Der Ausgangspunkt für die einzelnen Themenkreise war deshalb nicht leicht zu finden, obwohl die einzelnen Themen als solche von den verschiedenen Vertretern der nationalen Studentenverbände begrüßt wurden.

Wegen der fehlenden einheitlichen Arbeitsunterlagen im internationalen Vergleich nimmt es nicht wunder, daß zunächst einmal nach den einzelnen Referaten zu den Themenkreisen Informationen zwischen den verschiedenen Studentenvertretern ausgetauscht wurden. Hier zeigte es sich, wie wichtig es ist, im internationalen Bereich Vergleiche zu den angegebenen Themen zu unternehmen. Es kommt nämlich oft vor, daß die gleichen Probleme in allen Ländern Europas auftauchen. Als Beispiel sei genannt, daß bei dem Thema „Neue Universitäten" die Frage des Standortes der Universitäten bei allen nationalen Vertretern auf größtes Interesse stieß.

Es ergaben sich aber auch interessante Vergleiche und gleiche Probleme in Fragen des „numerus clausus", der „befristeten Immatrikulation" und des Verhältnisses zwischen Staat und Universität.

Aus diesem Grunde kann wenigstens festgestellt werden, daß das zweite Ziel, das mit diesem Seminar verfolgt wurde, die Information darüber zu erhalten, welche Arbeitspapiere als Grundlage für den Studententag geschaffen werden müssen, erreicht wurde.

Denn sämtliche Seminarteilnehmer waren einstimmig der Ansicht, daß es wegen der gleichartigen Probleme in allen Ländern unbedingt erforderlich ist:

a) Informationen auszutauschen,

b) in Diskussionen (Seminaren) diese Informationen mit eigenen Vorstellungen zu besprechen und zu verarbeiten sowie

c) die Ergebnisse in den einzelnen Nationalverbänden zu besprechen und zu versuchen, sie im Rahmen der Möglichkeiten zu verwirklichen.

Durch diese Arbeit würde die Universitäts- und Studienreform im gesamten Europa mehr an Effektivität und an internationaler Angleichung gewinnen.

Es bleibt aus diesem Grunde nur zu hoffen, daß dieses Seminar nicht ein einmaliges Treffen war.

Leipzig-Bochumer Kont(r)akte

Im Sommer 1966 versuchte der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS), mit der Freien Deutschen Jugend (FDJ) zu einem Gespräch zusammenzukommen (siehe „RUHR-REFLEXE" Nr. 2). Die Studentenschaft an der Ruhr-Universität begrüßte diese Versuche des VDS. Gleichzeitig sollten von Bochum aus auch Kontakte mit der Leipziger Studentenschaft aufgenommen werden.

Der damalige AStA-Vorsitzende sowie der ehemalige Pressereferent, die Herren Süßmilch und Rüffin, fuhren Anfang September aus diesem Grunde nach Leipzig. Dort wurde vereinbart, daß bis Mitte Oktober mehrere Leipziger Studenten zu einem Gegenbesuch nach Bochum kommen sollten, um über die Möglichkeit weiterer Zusammenarbeit (Seminare, Diskussionen etc.) zu sprechen. Ferner wurde vereinbart, Gelegenheit zu Gesprächen mit den örtlichen Hochschulgruppen zu geben.

Leider konnte dieser Gegenbesuch bis heute nicht stattfinden, wie abgedruckter Briefwechsel dokumentiert:

An den 16. 9. 1966
ersten Sekretär der Kreisleitung
an der Karl-Marx-Universität Leipzig
X 701 Leipzig
Ritterstraße 14

Sehr geehrter Herr Hannig!

Bezugnehmend auf die Gespräche während unseres Aufenthaltes in Leipzig, möchte ich Ihnen hiermit die schriftliche Einladung übersenden. Ich hoffe, daß Ihnen der vereinbarte Termin in der ersten Oktoberhälfte zusagt. Bitte teilen Sie mir möglichst bald den endgültigen Termin Ihres Gegenbesuches mit, damit von uns die besprochenen Veranstaltungen, insbesondere die Gespräche mit den politischen Studentenverbänden, noch rechtzeitig in die Wege geleitet werden können.

Die versprochenen Bücher und Zeitschriften sowie die Zeitungsausschnitte über unsere Delegation zu Ihnen werden in der nächsten Woche nachgesandt werden.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr
Detlef Süßmilch, Vorsitzender

An den Leipzig, am 1. 11. 66
Vorsitzenden
der Studentenvertretung
der Ruhr-Universität
0463 B o c h u m
Lennershofstraße 66

Sehr geehrter Herr Süßmilch!

Zunächst möchten wir Ihnen für Ihre Schreiben vom 16. 9. und 19. 9. 66 danken.

Während Ihres Besuches in Leipzig wurde Ihnen unser Standpunkt zu der von Ihnen geplanten Veranstaltung dargelegt, hinzu kommt, daß wir im November von unseren Verbandswahlen stark beansprucht werden. Wir sehen uns deshalb außerstande, Ihre Einladung zu dem internationalen Studententreffen, das unter dem Thema „Studium in Europa" steht, wahrzunehmen.

Die Einladung vom 16. September zu einem Informationsbesuch möchten wir annehmen. Wir wollen zwei oder drei Vertreter unserer Leitung schicken, die sich in der ersten Novemberhälfte drei Tage in Bochum aufhalten werden. Den Termin teilen wir Ihnen in den nächsten Tagen mit. Wir bitten Sie, uns die zugesicherten Gesprächsmöglichkeiten vorzubereiten.

Mit freundlichen Grüßen

Werner Hannig

Erster Sekretär der FDJ-Kreisleitung
der Karl-Marx-Universität

EILBOTEN 4. Nov. 1966

An den
Ersten Sekretär der Kreisleitung
der Freien Deutschen Jugend
an der Karl-Marx-Universität
Herrn Werner Hannig

X 701 L E I P Z I G 1
Ritterstraße 14 II/HK E–40

Betr.: Informationsbesuch einer FDJ-Delegation in Bochum

Bezug: Ihr Schreiben vom 1. November 1966

Sehr geehrter Herr Hannig!

Zunächst möchten wir Ihnen für Ihr Schreiben vom 1. 11. 1966 danken.

Da sich unsere Einladung vom 16. 9. 1966 auf die erste Oktoberhälfte bezog, ist es uns nun leider so kurzfristig nicht möglich, eine Delegation von Ihnen zu einem Informationsbesuch Anfang November zu empfangen. Sie werden sicher dafür Verständnis haben, zumal wir augenblicklich die Vorbereitungen für die Annahme einer Satzung und die nächsten Wahlen des Studentenparlaments in Bochum treffen sowie durch ein Sozialseminar und das internationale Seminar personell voll ausgelastet sind.

Wir würden aber vorschlagen, diesen Informationsbesuch zu Beginn des nächsten Jahres – zu einem Zeitpunkt also, da weder Sie noch wir durch Wahlen stark beansprucht sind – nachzuholen. Wir denken an den 15. Januar 1967 und würden uns freuen, Sie begrüßen zu können, auch zu dem mit Herrn Süßmilch vereinbarten Gespräch mit anderen Hochschulgruppen.

Mit freundlichen Grüßen

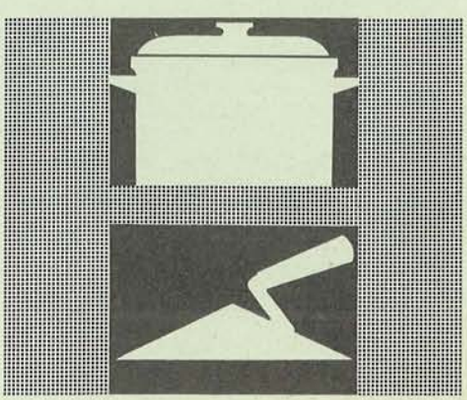
i. V. Roland Ermrich, Stellv. Vorsitzender

GÜNTER HEINEMANN

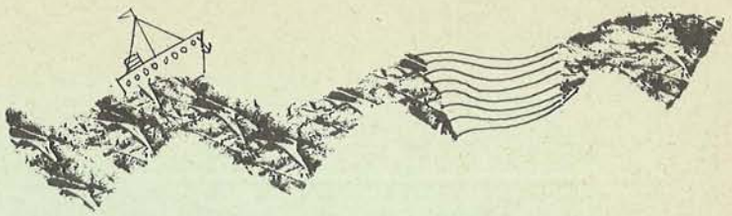
Bochum-Querenburg An der Ruhr-Universität

Overbergstraße 2

HAUSHALTWAREN
GESCHENKARTIKEL
SCHREIBWAREN



SCHERBENGERÜCHT
Zum Abtritt eines AStA-Chefs



Wer schmeißt denn da mit... ... schließlich bleibt doch immer etwas hängen! Zumindest das Unbehagen, das von Anfang an nicht nur die befiel, die den „Skandal" miterlebten. Was das Ganze soll? Nun, lassen wir andere sinnieren, die Tatsachen als Stimulans schätzen.

Vielleicht können die Scherben dieses Gerüchts, mit denen manche immer noch meinen, richten zu müssen, durch eine genauere Darstellung beseitigt werden.

Am 29. Oktober würzte AStA-Pressereferent Peter Rüffin eine Pressekonferenz über die Bochumer Fachschaftstage mit der Bekanntgabe seines Rücktritts und mit einigen heftigen Vorwürfen gegen den AStA-Vorsitzenden Süßmilch. Als FVV-Präsident Knackstedt zufällig davon erfuhr, trommelte er sofort alle erreichbaren Fachschaftsvertreter zusammen und ließ diskutieren, was ihm zu Ohren gekommen war. Süßmilch solle in Leipzig, wo er zusammen mit Rüffin Kontakte zur FDJ aufnahm, den Bundespräsidenten und Bochumer Professoren verleumdet haben, solle sein Amt schlecht und selbstherrlich geführt und unkorrekt gearbeitet haben. Ratlosigkeit war die erste Reaktion. – Woher jetzt die Beweise nehmen? – Empörung die zweite: statt so eine Sache an die Presse zu geben, wo sie mit dem Ansehen Süßmilchs auch das der Studentenschaft schädige, habe sie vor die FVV gehört. Außerdem habe Rüffin bisher – die Reise nach Leipzig und der Bericht darüber waren zwei Monate zuvor – keinen seiner Vorwürfe vorgebracht. Man vermutete Taktik und Rivalität – aber wenn geschossen werden sollte, dann vor dem Gremium, das über Ab- und Nachwahl zu entscheiden hatte. Aber was sollte man an jenem Freitag anderes tun als abwarten, was in den Zeitungen stehen würde.

Die Ruhr-Nachrichten brachten es dann (als einzige) so dick, daß FVV-Präsident Knackstedt sich veranlaßt sah, eine Presseerklärung zu verschicken, deren Wirkung ihm wichtiger erschien als ihre Genauigkeit: die FVV habe die Vorwürfe schon untersucht und größtenteils zurückgewiesen; die Leipzig-Affäre müsse noch genauer geklärt werden. Was im einzelnen in den Ruhr-Nachrichten stand (Süßmilch habe in Leipzig den Bundespräsidenten und Bochumer Professoren als Nazis beschimpft, habe sich selbst einen Kommunisten genannt, außerdem sich so unmöglich benommen, daß die Leipziger in einem Brief an Rüffin ihr Kommen abgesagt hätten, weiter habe er das Ansehen der Studentenschaft geschädigt, ohne Rücksicht auf FVV, AStA und Haushaltslage regiert und sei insgesamt unfähig, etc.) – diese Vorwürfe wurden erst auf einer a. o. FVV-Sitzung am 2. November untersucht.

Inzwischen waren viele Räder in Gang gesetzt worden. Süßmilch, der sofort die Führung der AStA-Geschäftsstelle niedergelegt hatte, gab eine eidesstattliche Erklärung ab, daß er derartige Äußerungen in Leipzig nicht getan habe, und setzte seinen Rechtsanwalt an die Arbeit. Vom AStA aus wurde das Bundespräsidialamt benachrichtigt. Der Brief der FDJ an Rüffin wurde überall gesucht, war aber selbst von der Staatsanwaltschaft, die (laut Rüffin seit Wochen aktiv) auf den Zeitungsbericht hin eine Akte angelegt hatte, bisher nicht aufzutreiben. Rüffin versuche – so hieß es –, das Innenministerium zu interessieren, und nahm Kontakte zum Nachrichtendienst auf. Deshalb wohl war er auch nicht zu erreichen, nicht für den Rektor, und auch nicht für die FVV, die ihn auch (wie üblich) erst spät lud.

Rüffin entschuldigte sich damit, daß die Fachschaftsvertreter schon gegen ihn eingenommen seien. Das war allerdings schon nach kurzer Untersuchung der Fall, denn man war bald erstaunt, daß so leicht zu entkräftende Vorwürfe überhaupt erhoben werden konnten. Der Reihe nach prüfte man die Vorwürfe, die in den R-N erschienen waren, später auch den Brief, den Rüffin an die FVV zur genauen Begründung seines Rücktritts gerichtet hatte. Was da gegen Süßmilchs Amtsführung vorgebracht wurde, ließ sich anhand von Protokollen und den Erinnerungen der Fachschaftsvertreter Punkt für Punkt als unhaltbar qualifizieren. Weder beim AStA-Wagen oder beim Kopiergerät noch beim Disziplinarrechtsentwurf und anderen Vorgängen fand man Grund zu Beanstandungen. Manche Vorwürfe erschienen geradezu grotesk.

Schwierig wurde erst die Diskussion über die Leipzig-Affäre: Wer was wem gesagt oder nicht gesagt hatte, ließ sich nicht feststellen. Behauptung stand gegen Behauptung. Wem war mehr zu trauen? Sollte man die Gerichtsverhandlung abwarten? Das konnte lange dauern. Man entschloß sich dazu, ein Exempel zu statuieren. Ein AStA-Vorsitzender darf nicht einfach mit unbeweisbaren Behauptungen abgeschossen werden können, dieses war das Argument, welches durchschlug, unterstützt von dem Mangel an Glaubwürdigkeit, den die anderen Vorwürfe ihrem Urheber schon eingebracht hatten. „Da die einen . . . Vorwürfe geklärt sind, und die anderen . . . nur von einem Gericht geklärt werden können, sprechen wir Herrn Süßmilch unser Vertrauen aus", so etwa lautete der Beschluß, mit dem man den Vorsitzenden bat, seine Geschäfte wieder aufzunehmen. Eine Minderheit von 7 gegen 16 Stimmen war anderer Ansicht. Die Vertreter der Sozialwissenschaft insbesondere erklärten in einem Brief an den FVV-Präsidenten, sie könnten mit Süßmilch nicht mehr zusammenarbeiten und verließen daher zeitweilig die FVV. Allerdings schien dabei das Argument, Süßmilch könne kein Vertrauensverhältnis zur Professorenschaft mehr haben, eine bedenkliche Rolle zu spielen. Die Mehrheit jedenfalls sah das Verhältnis zu Professoren nicht als vordringlichste Aufgabe an und hielt ihr eigenes Vertrauen für wichtiger.

Nach diesem Ergebnis bestand nicht mehr viel Lust, weitere Kritik zu prüfen. So rügte man kurz ein Versäumnis Süßmilchs bei der Bestellung und bei dem späteren Rücktritt seines Hochschulreferenten und überlegte sich, ob an dem Vorwurf der Unfähigkeit, in Rüffins Brief an die FVV erhoben, etwas dran sei. Da aber keiner aufstand, um diesen Vorwurf zu bekräftigen, war man sich bald einig, daß man nun genug geprüft habe. So versäumte die FVV, bei günstigem Anlaß einmal allem Mißmut nachzugehen, der bisher innerhalb der Studentenvertretung und in der studentischen Öffentlichkeit gegen „die da oben" bekannt geworden war.

An diesem Mißmut änderte auch die allmähliche Rehabilitierung Süßmilchs nicht viel. Obwohl ein Brief der FDJ an ihn die meisten Zweifel ausräumte, obwohl die Berichte in der Presse günstiger wurden, obwohl Rüffin die Gerichtstermine bald verschieben ließ und bald versäumte und auch den Staatsanwalt warten ließ, Süßmilchs Ansehen war lädiert (und ebenso das der Studentenschaft, was sich z. B. besonders für die Anzeigenbeschaffung der R-R nachteilig auswirkte) und war nicht mehr ohne weiteres aufzupolieren. Selbst der endgültige Ausgang des Prozesses (die Verhandlung über die einstweilige Verfügung buchte Süßmilch als Teilerfolg) wird daran nicht viel ändern, auch wenn er von Nahestehenden mit viel Spannung erwartet wird.

So blamabel die ganze Affäre war, so sehr darf man hoffen, daß sie wenigstens als Warnschuß von denen ernst genommen wird, die ihre Aufgabe in der Studentenschaft darin sehen, sich selbst mit solchen Geschichten ins Licht zu setzen. Wo der eine sich selbst verpokerte, ohne die Spielregeln zu kennen, und der andere den Schrotschüssen aller Jagdbegeisterten letztlich nur durch seinen Rücktritt entgehen konnte, war der Erfolg auf seiten der Geduldigen: Stellvertreter Ermrich wurde sofort zum neuen Vorsitzenden gewählt. Sollte dies als Indiz dafür gelten, daß sachliche Arbeit und persönliche Zurückhaltung sogar in der Studentenschaft Erfolg haben können, so kann man sich nur wünschen, daß über den ganzen Vorgang nicht nur Mutmaßungen und Gerüchte kursieren, sondern daß er als Bochumer „Urerfahrung" recht vielen Nachkommenden übermittelt wird. rz

NOCHMAL SCHERBEN
Geplatztes Plebiszit

Seit Beginn des WS 1965/66 arbeitete eine Satzungskommission der Fachschaftsvertreterversammlung, des hiesigen Studentenparlaments, an einer Satzung für die Studentenschaft. Der jeweilige Stand des Entwurfes der Kommission wurde ständig in der Fachschaftsvertreterversammlung (FVV) in öffentlichen Sitzungen diskutiert.

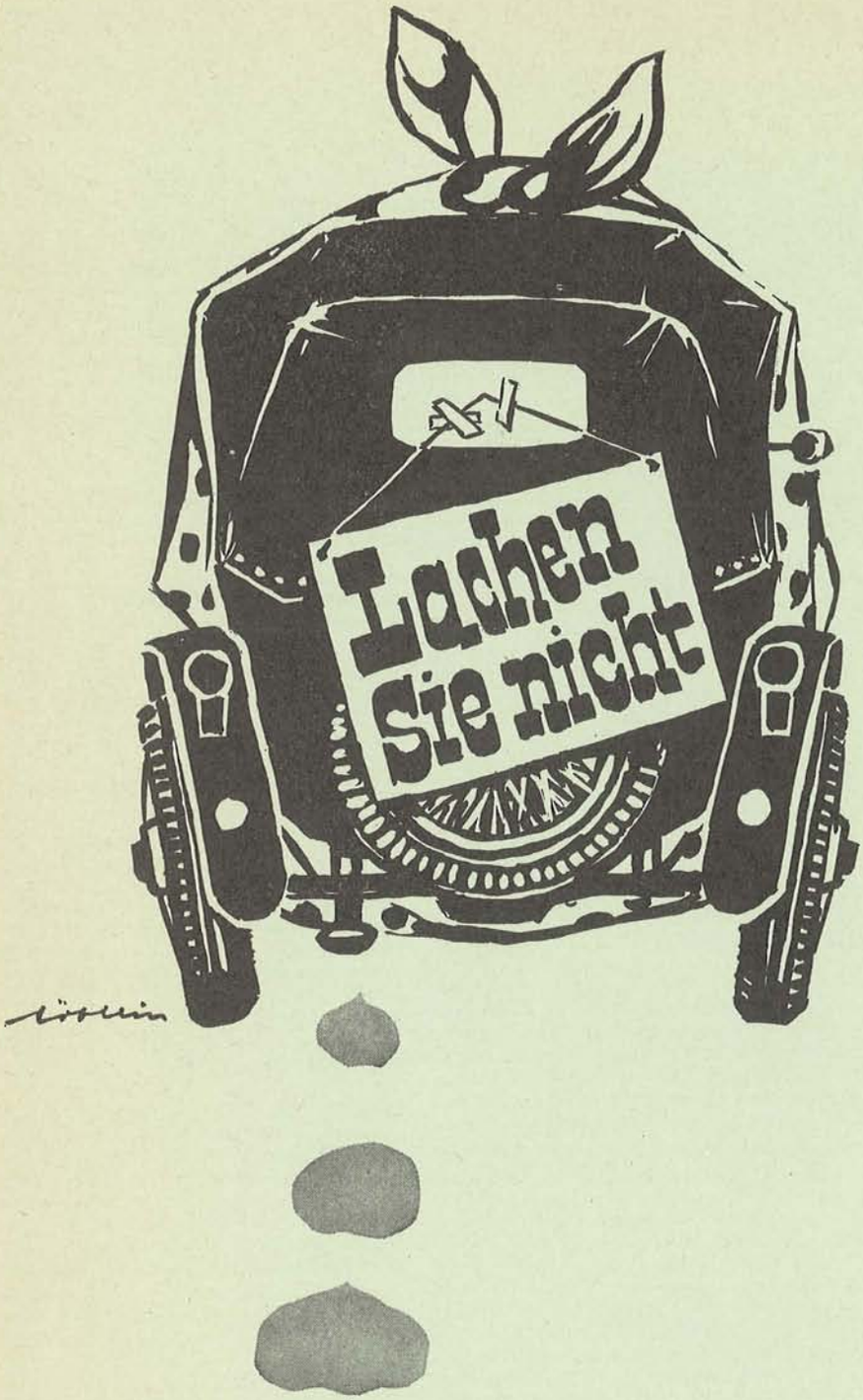
Nachdem nun die FVV den Vorschlag der Kommission in abgeänderter Form als **ihren** Entwurf ausgearbeitet hatte, entschloß sich die FVV, einer studentischen **Vollversammlung** den Satzungsentwurf vorzulegen. Es herrschte die Meinung vor, daß in einer Vollversammlung **jeder** Student die Möglichkeit habe, seine Ansichten vorzutragen und zur Diskussion zu stellen. Ferner sollten zum vorliegenden Satzungsentwurf der FVV noch Änderungsanträge gestellt werden können.

Als Termin für die Vollversammlung wurde Mittwoch, der 7. 12. 1966, ausgewählt. Der Rektor der Universität, der akademische Senat und die Studentenvertretung hielten das Ereignis für so bedeutsam, daß sie dafür plädierten, während der Vollversammlung keine Lehrveranstaltungen stattfinden zu lassen. Die denkbar günstigen Voraussetzungen für eine rege Beteiligung an der Vollversammlung waren damit gegeben.

Die Vollversammlung selbst verlief allerdings nicht so, wie es die Tagesordnung vorsah. Zur „Beschlußfassung über die Satzung der Studentenschaft der Ruhr-Universität" kamen die Anwesenden nicht. Die weitaus meiste Zeit wurde mit Geschäftsordnungs- und Verfahrensdebatten verbracht. Wurden jedoch zur Satzung gehörige Fragen angeschnitten, so zeigte es sich sehr bald, daß ein derart großes Gremium überfordert war, diese Probleme zu behandeln. Zwar mangelte es bei **sämtlichen** Beteiligten nicht am guten Willen, redlich zur Sache beizutragen (einzelne Vorwürfe wie „Die Rechten oder die Linken wollen doch nur die Versammlung sprengen!" müssen energisch zurückgewiesen werden), jedoch konnte ein derartiges Gremium nicht die Diskussionsstätte für die anstehenden Fragen sein.

So nimmt es nicht wunder, daß nach fünf Stunden geduldigen Ausharrens die meisten Studenten die Versammlung allmählich verließen. Eine frühere Entscheidung der Versammlung, daß sie nur beschlußfähig sei, wenn mindestens fünf Prozent der immatrikulierten Studenten anwesend seien, löste die Versammlung gegen 19.20 Uhr auf.

Über eine Satzung wurde zwar nicht beschlossen, wohl aber war die Versammlung mit Mehrheit der Meinung, daß über eine Satzung besser in einer Urabstimmung entschieden werden sollte.



. . . auch Sie
könnten mal
krank werden

Da es keine Garantie für immerwährende Gesundheit gibt, hat der „Oldtimer" sogar recht. Auch junge Menschen kann es erwischen. Eine Krankheit kann das ganze Geld verschlingen. Wie beruhigend, wenn die DKV die hohen Kosten übernimmt.
Und außerdem noch ein Krankenhaus-Tagegeld zahlt!

Fortgeblasen sind die Sorgen: man ist DKV-geborgen!

DKV

DEUTSCHE KRANKEN-VERSICHERUNGS-A.-G.
Filialdirektion Bochum, 4630 Bochum, Kortumstr. 66, Postfach 505, Telefon 60546-48

Betr.: Studienordnung Sozialwissenschaften

Bemerkungen zu den „Impressionen eines Bochumer Erstsemesters"

In der ersten Nummer der RUHR-REFLEXE entdeckte ich die „Impressionen zweier Bochumer Erstsemester", wobei die Impressionen eines gewissen Udo Udonis unter dem Titel „Verwandlung 66" über den Studienanfang eines gewissen – oder ungewissen – Kommilitonen Gregor Samsa doch in erhöhtem Maße mein Interesse gewannen. Busenfreund Gregor, „schon von klein an Brüsten nicht abgeneigt" und „im Laufe der Entwicklung" von „ihm noch ganz unerklärlichem Interesse an der Wissenschaft" erfaßt, geht mit löblichen Vorsätzen zur Universität: „Er wollte studieren, er wollte in der Freizeit musizieren, Privatlektüre lesen, Sport treiben, er wollte einer politischen Hochschulgruppe beitreten, er wollte an einer Studentenzeitung mitarbeiten, er wollte mit Kommilitoninnen und Kommilitonen zusammen arbeiten, er wollte „Studium generale" betreiben, er wollte am kulturellen Leben Bochums teilhaben, er wollte und wollte und wollte ..."

Dann kommt die Enttäuschung, und sie kommt letztlich nicht aus dem „fließend-flüssig-glitschig-nicht-zu-Fassenden" der Bochumer Struktur, sondern daraus, daß sich gerade in dieser Konzeption ein klares Maß der Universitas mit den modernen Forderungen an die Ausbildungsfunktionen der Universität verknüpft, und sie kommt aus der bitteren Erkenntnis, daß man auch etwas lernen muß. Gregor Samsa hat allerdings verkannt, daß gerade in der sozialwissenschaftlichen Abteilung und in der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung für Deutschland völlig neue Studiengänge, die den Forderungen der Beschränkung des Stoffes bei größtmöglicher Effizienz genügen sollen, entwickelt worden sind.

Das ist doch wohl Reform. Oder glaubt er, daß Reform der Universität allein in der Ausweitung studentischer Mitbestimmung im Senat und in den Fakultäten bestehe, um es den bösen, konservativen, jungen Professoren – so werden wir an anderer Stelle apostrophiert – einmal recht zu zeigen? Er zeigt hier aber nur, daß er seine Situation, sein Student-Sein doch wohl nur höchst mangelhaft durchdacht hat: „Zudem meinte er (dieser Lümmel!), Reform bedeute positiven Fortschritt, und gerade den glaubte er anfangs in Bochum nicht sehen zu können, zumindest nicht in der sozialwissenschaftlichen Abteilung. Hatte man ihm nicht immer gesagt, daß die Spezialisierung nicht nur im Beruf, sondern notwendig auch in Forschung und Lehre immer weiter voranschreite? Bestand aufgrund dessen nicht an anderen Universitäten die Möglichkeit, etwa Politologie oder Soziologie als Einzelfächer zu studieren und in den Grenzwissenschaften jener Disziplinen Vorlesungen nach eigener, freier Entscheidung zu belegen?"

Zunächst hatte Gregor Samsa doch ein „Studium generale" gewünscht, und nun verficht er lautstark ein „Studium speciale". Dabei zeigt er, daß er sich mit den Prüfungsordnungen der anderen Universitäten nicht oder nur höchst unvollkommen befaßt hat. So bestimmt z. B. die „Prüfungsordnung für die Diplomsoziologen-Prüfung an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster", genehmigt durch den Kultusminister am 27. November 1963 (jetzt in Überarbeitung) in § 4, Abs. 1, folgendes: „Die Prüfung erstreckt sich auf fünf Pflichtfächer und ein Wahlfach:

1. Soziologie
2. Wirtschafts- und Sozialgeschichte
3. Volkswirtschaftslehre (theoretische Volkswirtschaftslehre und allgemeine Wirtschafts- und Finanzpolitik)
4. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre
5. Allgemeine Staatslehre und Politik und die Grundzüge des öffentlichen Rechts
6. Nach Wahl des Bewerbers:
   Agrarpolitik, Arbeitsrecht, Genossenschaftswesen, Industriebetriebslehre, Industriepolitik, Sozialpolitik oder Statistik, sofern das betreffende Fach an der Westfälischen Wilhelms-Universität hinreichend vertreten ist."

Also sechs Fächer, die weitaus mehr divergieren als die in Bochum vorgesehene 5-Fächer-Kombination, wobei Gregor Samsa doch wohl einsehen möchte, daß hier wirklich ineinandergreifende Fachgebiete gewählt sind. Selbst wenn man eins streichen würde, würde er kaum weniger lernen müssen, weil der Stoff dieses Faches in der einen oder anderen Form notwendig von den anderen Fachgebieten aufgenommen werden müßte. Bei Streichung des Faches Sozial- und Wirtschaftsgeschichte z. B. würden notwendig die Probleme der vorindustriellen und industriellen Gesellschaftsentwicklung im Fachgebiet Soziologie, die Grundzüge der Neueren Geschichte im Fachgebiet Politologie, die Geschichte der Sozialpolitik im Fachgebiet Sozialpolitik, usw. behandelt werden müssen. Der Historiker, der angeblich nur zwei Fächer studiert, wird vor Neid erblassen, denn bei gleichem Fachbegriff müßte er in der Geschichte schon Leistungen in mindestens vier Fächern: Alte Geschichte, Mittlere Geschichte, Neuere Geschichte und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, aufweisen, hat er Germanistik dazu, zwei weitere Fächer: Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft. Hinzu kommt für den Staatsexamenskandidaten ein Beistudium in den Fachgebieten Philosophie und Pädagogik. Wenn ich richtig rechne, sind das schon acht Fächer.

Busenfreund Gregor geht aber noch weiter. Vom Kollegen der volkswirtschaftlichen Grundvorlesung, im Grundstudium an Stelle der Sozialpolitik vertreten, verlangt er einen beschränkten Literaturkatalog für den Sozialwissenschaftler. Dabei hat er doch akademische Freiheit postuliert, und nun begreift er nicht, daß es zur Freiheit eines fruchtbaren Studiums gehört, seine Literaturauswahl selbst zu treffen und daß alle Angaben, die wir machen, nur ein Leitfaden sein sollten, aus dem, oder über den hinaus er seine Lektüre wählen kann. Wünscht er vielleicht doch ein Lehrbuch, das alle Examensantworten perfekt gibt? Kommt nicht hier trotz aller großen Worte doch eine verkappte Schülermentalität zum Tragen: Oh, wie schön war es doch in der Oberschule mit Lese- und Lernaufgaben von Stunde zu Stunde!

Aber es kommt noch besser. Gregor Samsa kommt in das Proseminar I, Mittelalterliche Geschichte. In diesem Proseminar soll er methodisches Arbeiten lernen – und dazu gehören eben auch Grundkenntnisse der Nachschlagewerke, Zeitschriften usw., dazu gehört auch die sorgfältige und saubere formale methodische Quelleninterpretation, wobei er ja außerdem weiß, daß er, wenn er in der Schule kein Latein gelernt hat, sich auch an deutschen Texten üben kann. Gewiß, er kann fragen, was habe ich als Sozialwissenschaftler mit dem Mittelalter zu schaffen? Aber er könnte ja auch fragen, welche Bedeutung haben die Wurzeln der vorindustriellen Gesellschaft und wo finde ich sie? Er sollte aber außerdem einsehen, daß man zunächst einmal lernen muß, wie und mit welchen Mitteln wissenschaftliche Arbeit betrieben werden muß, wenn er die Möglichkeit haben will, einmal selbständig zu forschen und zu gesicherten Ergebnissen zu kommen. Hier scheint der Reifeprozeß Busenfreund Gregor doch noch nicht zur Einsicht geführt zu haben, wenn es auch erfreulich ist, daß er bereits einem „fan-club" angehört. Er wäre ganz sicher gut, wenn er seine Zweifel auch einmal in Gesprächen mit den „Zuständigen" diskutieren würde. – Oder sind das zu konservative Professoren? So schlägt seine Kritik letztlich nur die Windmühlenflügel seines Unverstandes. Aber was tut's. Sie ist ja anonym. Dabei wünschen und warten wir auf Kritik. Ich bin dankbar, wenn ich auf Dinge hingewiesen werde, die ich übersehen und unterlassen habe, die ich unverständlich oder mißverständlich gesagt habe – und ich bin froh, wenn aus dem Kreise meiner Studenten eine Ergänzung kommt, wie es auch schon geschehen ist. So kann ich Gregor Samsa nur Einsicht und eine fruchtbare Fortsetzung seines Studiums wünschen. Vielleicht wird er nach bestandenem Diplomexamen einmal einen neuen Artikel in Ihrer Zeitschrift veröffentlichen, in dem er seine Erfahrungen während des Studiums beschreibt.

Prof. Dr. Wolfgang Köllmann

Die nicht minder deutliche Rückantwort des kritisierten Studenten der Sozialwissenschaft mußte aus Platzgründen auf die nächste Nummer verschoben werden.

Die Redaktion

■

wirtschaftswissenschaftliches buch

Moderne deutsche Wirtschaftsgeschichte. Hrsg. von Karl Erich Born. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1966. (Neue wissenschaftliche Bibliothek. Bd. 12.)

In einer begrüßenswerten neuen Reihe bei Kiepenheuer & Witsch erschien in diesem Jahr der Band „Moderne deutsche Wirtschaftsgeschichte", herausgegeben von dem Tübinger Ordinarius für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Karl Erich Born.

Man darf sich durch den Titel des Sammelbandes nicht täuschen lassen. Die Grundlagen unserer heutigen Wirtschaft wurden weitgehend im 19. Jahrhundert geschaffen. Darum ist es erforderlich, diese Zeit mit besonderer Ausführlichkeit zu behandeln. Seinem Titel wird dieses Buch aber nicht gerecht, wenn von 23 Beiträgen 18 die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrhunderts beleuchten, während nur wenige Aufsätze die Wirtschaft des 20. Jahrhunderts und auch diese nur bis zur Erstellung des ersten Vierjahresplanes 1936 erörtern. Die Arbeiten über die Wirtschaft des 19. Jahrhunderts beleuchten den Problemkreis von verschiedenen Seiten. Die Skala reicht von den „Typen und Entwicklungskräften deutschen Unternehmertums" bis zum „Einfluß des Staates auf die kaufmännische Verwaltung der Ruhrkohlenbergwerke", von der „Entstehung der preußischen Eisenbahnen 1815—1848" bis zu den „Auswirkungen der Bauernbefreiung hinsichtlich der bäuerlichen Verschuldung, der Gantfälle und des Besitzwechsels von Grund und Boden". Anzuerkennen sind auch die Aufsätze über die Finanzierungsprobleme der Industrie im vorigen Jahrhundert und die über die wirtschaftliche Selbstverwaltung — hier seien vor allem die Industrie- und Handelskammern genannt. Es darf nicht übersehen werden, daß einige Aufsätze wesentlich weiter gefaßt sind, als ihre Titel erkennen lassen. So bringt z. B. der Beitrag von Günther Leckebusch „Der Beginn des deutschen Eisenschiffbaues 1850—1890" nicht nur wertvolle Informationen über den Schiffsbau selbst, sondern behandelt auch sehr intensiv die Zulieferindustrie. Er gibt detaillierte Schilderungen der Entwicklung der Schiffsbleche und der Panzerungen für Kriegsschiffe in den einzelnen deutschen Hütten- und Walzwerken und vergißt auch nicht, den Wettkampf dieser Industrien mit den fortgeschritteneren englischen Betrieben darzustellen.

Es ist bedauerlich, daß unter diesem so vollständigen und anschaulichen Teil des Buches über das 19. Jahrhundert der zweite Teil über das 20. Jahrhundert zu kurz gekommen ist. Diese Arbeiten befassen sich fast ausschließlich mit Wirtschaftspolitik und Finanz- und Bankwirtschaft und lassen weitgehend die anderen Bereiche der Wirtschaft, wie z. B. modernes Unternehmertum oder frühe Automation in der Wirtschaft, außer Betracht.

Die Bibliographie dieses Bandes „... erstrebt keine Vollständigkeit. Sie soll nur der ersten Orientierung dienen und Hinweise zum Suchen weiterer Quellen und Literatur geben".

Der Rezensent glaubt, daß dieser Band durch die Vielzahl verschiedener Spezialuntersuchungen, die so verschiedenartige Probleme der Wirtschaft des 19. Jahrhunderts behandeln, eine wichtige Lücke schließen und einen weitreichenden Überblick verschaffen kann. Allerdings hält er den Titel dieser Sammlung für verfehlt und meint, daß der Titel „Deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts" dem Inhalt des Werkes angemessener wäre.

Heinrich Knackstedt

STUDIENORDNUNG

Wir Ruhrstuds

Kalauer sind wir,
dichtgedrängte Schafe
auf der Spielwiese des KuMi NRW.

Konsumbewußte Arbeitstiere
ahmen Gleichgültige nach,
und ahnungslos treiben
die treuherzigen HIWIS ihre Geschäfte.

Heiminsassen auch autobewehrt,
zappeln als Spaßmacher
im Kindergeschirr
der Kurzblicker und Jasager.

Sexualisierte Qualquappen
werden wir bleiben,
um nicht aufzufallen
oder auszubrechen, auszubrechen
aus dem seichten Siegtum.

Ulrich Fuhrmann

KURZNOTIZ

Vortragsreihe innerhalb des Tutorenprogramms des Staatlichen Studentenheims I, Laerholzstr. 40 (Tutor Helmut Kohlenberger), in organisatorischer Zusammenarbeit mit der Evangelischen Studentengemeinde Bochum

FERNOST UND EUROPA – KULTUR UND POLITIK

■ Mittwoch, 1. 2. 67

Staatssekretär Prof. Dr. H. Lübbe

„Ideologische Politisierung kultureller Traditionen"

■ Mittwoch, 8. 2. 67

Dr. Dr. Dr. M. Büttner

„Begegnung des Christentums mit dem Fernen Osten unter den besonderen geographischen Gegebenheiten"

■ Mittwoch, 1. 3. 67

Prof. Dr. P. W. Scheele

„Voraussetzung für die Begegnung der Christen mit der Welt des Fernen Ostens"

A propos Fotostelle

Wider die Erniedrigung des Studenten zum Schreibknecht

Schon wieder eine neue Kulimine? Die Patronen für den Füller schon wieder alle? Der Filzstift geht schon wieder stumpf? Woran liegt's? Sie haben zuviel geschrieben! Aber wahrscheinlich nicht von sich aus, das könnte ja unserer, Ihrer Zeitschrift eventuell zugute kommen. Sie schrieben für sich, was nicht von Ihnen war. Richtig, Sie konnten sich die Bücher nicht anschaffen, Sie schrieben heraus. Woher sollte am Ende kommen, daß Ihre Schreibspur stockt?

Man hat Ihnen gesagt: „Bücher kriegst Du nur soweit Du sie unbedingt brauchst; daß Du mir ja nicht unnötiges Zeug anschaffst; und was Du nicht mehr brauchst, wird wieder verkauft. Im übrigen kannst Du alles in den Bibliotheken einsehen!"

Allerdings, theoretisch ist fast jedes Buch unter Ausnutzung des Fernleihsystems, das der Bochumer Student noch ein bißchen oft in Anspruch nehmen muß, über Bibliotheken beschaffbar. Nimmt man auch x-erlei Langwierigkeiten in Kauf, besonders bei „Auslands"-bestellungen, und muß man sich auch zu wiederholten Malen wundern, daß unsere angeblich prosperierende Republik ihre öffentlichen Bibliotheken so mangelhaft unterstützt, daß diese es, eine Volljährigkeit nach '45, immer noch nicht zu einem (teil)nationalen Zentralkatalog gebracht haben, so ist die prinzipielle *Zugänglichkeit* benötigter Druckschriften nicht in Frage gestellt.

Bei ihr aber sich zu beruhigen, weist auf verfestigte Vorstellungen in puncto der einzelstudentischen Nutzung des manchmal mit Ach und Krach und nach vielen Laufereien und Bestellungsvorgängen (wenigstens *eine* wohltuende Bochumer Neuerung: wieder auf Freihandbetrieb umgestellt zu haben!) doch noch Zugänglichgemachten – obschon bisweilen ein eigener Heroismus dafür mitverlangt ist. Verfestigte Vorstellungen: man *unterstellt* nämlich stillschweigend, der Student würde per sofortiger Lektüre sich den Zugang verschaffen können – und im Falle von Mißtrauen gegenüber der Präzision seines Gedächtnisses, sich *Exzerpte* herstellen, ihm speziell wichtig Scheinendes *herausschreiben* ...

Das sieht so selbstverständlich aus, daß man glauben möchte, es gäbe darüber nichts mehr zu sagen. Es gibt es. Hier sind generationenlange Denkgewohnheiten und Arbeitsriten, Domestikationen insgesamt, um- oder abzubauen – auf Grund neuer technischer Erleichterungen. Vor diesen zählt nicht mehr: ‚So haben's wir doch alle gemacht!'; mit ihnen zählt nur noch Durchsetzung, Verbreitung des Progessiveren.

Das erläuternd, diese fordernd, lade ich zunächst ein, sich Triviales, aber Einschneidendes an der bisherigen Handhabung ins Bewußtsein zu heben.

Als es noch keinen Buchdruck gab, hatte man nur den Weg über die Abschreibekunst: Mönche in Klöstern pinselten, bei geringer Lebenserwartung, lebenslänglich. Als es Buchdruck gab, dieser aber noch teuer war und noch nicht ins Pocketbook sich popularisiert hatte, behielt man die Übung des Nachschreibens noch lange bei. Mittelalterliche Scholare bekamen in „Vorlesungen" aus Büchern diktiert, pinselnd eiferten sie, sich „kleine Bücher" herzustellen – die Übung ist, auch nach dem Abbranden großer Bücherfluten, noch gebräuchlich, nur leicht verändert.

Die Begierde blieb die gleiche: man wollte das Gehörte, Gelesene auch wirklich *für sich*

▶

Durst löscht man mit Schlegel

haben. Dieser Zug ist nicht negligeabel. Im Grunde waren und sind diese eingespielten Übungen nur Primitivbehebungen eines sehr technisch zu nehmenden *Verbreitungs*problems. Von der Rezeptorseite her ging und geht es um ein *Besitzstand*problem. *Und* im Prozeß ausgeweiteten Zugänglichwerdens des gern in Besitz genommenen Objekts auf dem Büchermarkt um ein *Finanzierungs*problem. Des weiteren wuchs und wächst, ganz zu schweigen vom Lektüreproblem, das gehäuft Beschaffte und Gesammelte zum *Raum*problem sich aus, das so oft entsteht, sobald einer, um mit *seinen* Büchern abgezirkelt zu leben, sich niederzulassen gewillt ist. (Man gedenke der *Privat*bibliotheken, die sich vergrößern und eine eigene Verwaltung nötig machen konnten.)

Für den Studenten sind alle diese Probleme existent. Ihre bisherigen Lösungsversuche befriedigen nicht. Deren Charakter mutet kleinbürgerlich an; für den großbürgerlichen Studenten gab es eben, aus dem Erbe der Familie „die" Bibliothek; im Zuhause des heutigen Durchschnittsstudenten ist diese auf Lesering-Lederrücken in Vitrinen geschrumpft.

Besitzstand- und Finanzierungsproblem trachtete man zu umgehen, indem man den Studenten zum Exzerpieren anhielt: er saß – und er sitzt – da und schrieb und schrieb, schreibt und schreibt. Be-schreiben tat er mit jedem Zuge in Wahrheit nur seine Galeeren-Situation.

Ja, man erfand auch noch eine Ideologie hinzu, die, indem sie verschleiert, besagt, im Akte des Schreibens vollziehe sich die Aneignung leichter. Das ist nur zur Hälfte wahr oder zu noch weniger. Die Suche nach einer Aura des Positiven hat(te) nur zu bemänteln, daß das In-Besitz-Nehmen des schriftlich niedergelegten Gegenstandes dem Studenten auf unmittelbarere Weise nicht vergönnt war (ist). Die Degradierung des Studenten zum (Schreib-)Knecht, der Niveauverlust *mit* dem Besitzverlust – oder genauer der Disposition dazu – werden an dieser einen Erniedrigung deutlich manifest.

Denn schreibend, *heraus*schreibend, *mit*schreibend, *nach*schreibend – die Art der Zusammensetzung gibt allein schon Auskunft über die geforderte nicht nur manuelle Unterwerfung – entsteht, da so die eigentlichen Probleme in zeitweilig unangemessene Selbsthilfe abgeschoben werden, für den Studenten ein neues: ein *Zeit*problem. In einem wirklichen Großbetrieb der Industrie würde man sich an den Kopf fassen über so einen zeitraubenden, hinterwäldlerischen Produktionsvorgang.

Ist der Student entscheidungsunfroh, was nehmen, was nicht nehmen, oder ist er von besonderer Akkuratesse, die die letzte Windung des gedruckten Gedankenganges sich nicht entgehen lassen will: – er wird viel schreiben, er wird lange schreiben. Viele wissenschaftliche Veröffentlichungen, etwa der wirtschafts- oder rechtswissenschaftlichen Fächer, lassen ihm keine andere Wahl: um auf sie zurückkommend ihren Argumentationen gerecht zu werden, ist es unendlich viel vorteilhafter, den vollständigen Text – was sag ich – zu besitzen. Annäherung an Vollständigkeit aber ist durch nachschreibendes Sich-in-den-Besitz-Verhelfen kaum möglich, und auch ganz unrationell.

Die dennoch immer wieder darüber verbrachte Zeit schlägt zu Buche: aus Nachmittagen werden Wochen, Monate, aus Monaten Jahre, der *Zeitverlust* steigert sich ins Verhältslose. Am Ende ist es nur noch Raubbau mit der eigenen Arbeitskraft. Die Verzögerungen können sich bitter auswirken. Hier ist ein Schlüssel gefunden für die rapid angewachsene Studiendauer im deutschen Nachkrieg. Gründe dafür braucht man nicht im Obskuren zu suchen, sie sind äußerst handgreiflich.

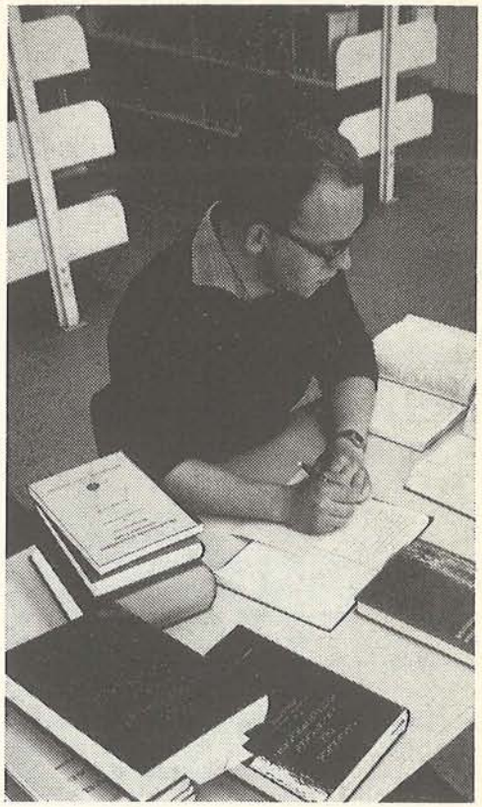
Jeder kann an sich überprüfen, wie es ihm erging, ich an mir. Ich könnte mich heute ohrfeigen, wenn ich die Meter meines Archivs anschaue. Man kann an seinem Umfang berechnen, wieviel Nachmittage ich mit Herausschreiben verbracht habe, wieviel Stunden ich pinnend versessen . . .

Bin ich denn irre gewesen? Heute, heute käme mir Derartiges nicht mehr vor. Ich schnappte mir den Band, begäbe mich aus der Bibliothek, die, im Embryostadium auch hierin, damit erst zögend ausgerüstet wird, in die Vervielfältigungsstelle der Studentenschaft in Baracke 8 – oder in die entsprechende Stelle unseres Instituts, wenn es da nicht Abrechnungsschwierigkeiten gäbe – und bäte: „Machen Sie mir doch bitte davon eine Ablichtung . . ." Also, Frl. Maas hätte die XEROGRAPHIE bald gemacht, wir gingen dann noch rasch zur Kasse – und ich *hätte* meine Kopie, ich hätte sie zu *eigen*. Doch noch ist der Preis einfach zu hoch, 30 Pfennig das Stück . . .

Nun würde es Spaß machen, lesend sie mit Krakeelen und Anmerkungen zu versehen, dann gehörte sie mir ganz. Die Kopierungszeit bliebe mir, bis auf die paar Minuten vor dem Apparat, erspart, der behandelte Gegenstand gehörte mir ungeschmälert, ich hätte jetzt nur noch die Zeit aufzuwenden, ihn ganz für mich zu verarbeiten. Die ganzen Probleme der Voraussetzung wären durch *einen* technischen Vollzug aufgehoben, es bliebe ein echtes.

Warum beeilt man sich nicht, sie allen Studierenden zu verschaffen, diese freudenreiche Arbeitserleichterung? Warum errichtet man nicht schleunigst an allen Universitäten, vorzüglich an den neuen und ganz besonders im technomanischen Bochum, Fotostellen, die schnell arbeiten und allen Eingeschriebenen offenstehen? **Sie sollten mit öffentlichen Mitteln finanziert werden, so, daß der Student schließlich nur noch einen symbolischen oder gar keinen Preis mehr zu zahlen braucht.** Gelöst wäre auch das Finanzierungsproblem. Bibliotheken müßten ihre Aufgabe nicht mehr mit der bloßen Besorgung der benötigten Bücher erschöpft sehen, sie müßten, soweit der – ebenso großzügig zu unterstützende – Buchhandel nicht helfen kann, ihren Ehrgeiz darin legen, für den Einzelstudenten bedeutsame Sachen ihm auch wirklich kopiert zu *über*geben, damit der dann für sich seinen Nutzen daraus ziehe, sie dürften nicht weiter sagen: „Aber seien Sie froh, Sie haben das Buch doch" – und er *hat* es doch nicht.

Was wäre das für ein unbeschwertes Studieren! Man bräuchte nun nicht mehr *heraus*zuschreiben, man könnte, falsche Pietät vor „dem Gedruckten" hintenanstellend – von wegen man „dürfe" das nicht; nein, rezipierend *darf* man alles – *an*streichen, was einen der Betonung wert schiene. Statt sich herauszuziehen, um es zu besitzen, unterteilte man jetzt nur noch, was man besäße. Was könnte man um sich aufbauen, worin



man bisher nur Passant sein darf; Geistigkeit erhielte ihr Eigenrecht, ihre Eigensphäre zurück.

Wieviel schneller ließen sich Referate, Seminararbeiten, Doktorarbeiten verfertigen! Man bräuchte, in fernerer Zukunft, nur noch ein paar bibliographische Knöpfe zu bedienen, und schon hätte man alles gewünschte Material beieinander! In was für mittelalterlichen Zeiten fristen wir unser Studierdasein! Und da redet man uns von den Gefahren der technischen Zivilisation. Wieviel mehr Gesichtspunkte könnte man nach neueren Methoden versammeln, auswerten, wieviel kompetenter urteilen, wieviel ergebnisreicher, wieviel umsichtiger geriete eine Arbeit! Was hier nicht rasch gefördert wird, das erleidet letztlich „die" Wissenschaft an Einbuße, von der man bei uns offiziell befürchtet, sie gerate gegenüber dem Weltstandard ins Hintertreffen. Was aber wird getan? Starfighter werden gekauft, darinnen man ausprobieren läßt, wie Sterben ist. Wie verschwindend gering im Verhältnis wären die Mittel, die uns beglückten.

Wer hier auch nur noch unterstellt, die archaischen Weiterverarbeitungs- und Aneignungsweisen von Wissenschaft könnten ohne Nachteil weiterhin am Platze sein, macht sich nicht nur einer fortgesetzten Niederhaltung der Studenten schuldig, sondern auch der Diskreditierung der möglichen Leistungsfähigkeit heutigen Universitätsbetriebs.

Die demokratisierte Universität hat ein Recht auf den proportional vervielfältigten Wissenschaftsstoff! Die Förderungspflichten des Staates sind mit der einfachen Einrichtung neuer Bibliotheken nicht erfüllt. Machen wir doch eine Unterschriftensammlung, erbitten wir eine Subvention. **rdh**

■

STUDIENBEDINGUNGEN

MENSA-REZEPT

Man hört, daß sich Bochumer Studenten nach Einnahme des öffentlich subventionierten Mensa-Essens des öfteren erbrochen haben sollen. Der Verfasser möchte mit folgender Empfehlung zur Abhilfe solch unerträglichen Zustands beitragen.

Vor einigen Jahren schon hat der Unterzeichnete sich in mühevoller Kleinarbeit mit der Frage des optimalen Studentenfutters beschäftigt – und ist eine erhöhte Semesterzahl lang erfolgreicher Student geblieben. Seine Untersuchungen wurden damals angeregt durch ein Forschungsvorhaben zweier Hochschulinstitute, das sich mit der optimalen Wachstumsdiät für argentinische Rinder befaßte.

Die Vorgehensweise erscheint heute recht einfach: Jedes Menü besteht aus verschiedenen Komponenten, z. B. Suppe (schlabber-schlabber), Kartoffeln (gehören, süß durch Glasaugen, in 'n Keller), Soße (echter Bratwurstextrakt), Dessert (?).* Die einzelnen Komponenten lassen sich wiederum aufgliedern in ihren Nährwertgehalt an Kohlehydraten, Fetten und Eiweißen. Außerdem weist jedes Menü eine bestimmte Kostenstruktur auf.

Bezeichnen wir mit x_{ij} den Nährwertgehalt einer Menü-Teil-Komponente und mit k_{ij} deren spezifische Nährwertkosten, so können wir folgendes Gleichungssystem[1]) formulieren:

$$x_{11} \cdot k_{11} + x_{12} \cdot k_{12} + x_{13} \cdot k_{13} + x_{14} \cdot k_{14} + \ldots \quad - K_1$$
$$x_{21} \cdot k_{21} + x_{22} \cdot k_{22} + x_{23} \cdot k_{23} + \ldots \quad - K_2$$
$$x_{31} \cdot k_{31} + \ldots \quad - K_3$$
$$x_{m1} \cdot k_{m1} + \ldots \quad - K_m$$

Die Summe der K ($\sum_{n=1}^{m} K_l$) sind die Kosten eines Menüs, die K_l sind die Kosten einer Menü-Komponente.

Unter Beachtung der einschränkenden Nebenbedingungen:

1) $\sum_{n=1}^{m} K_l \leqq 1{,}30$ DM; d. h. ein Menü darf nicht mehr als 1,30 DM kosten,

2) $\sum_{i=1}^{m} \sum_{j=1}^{n} x_{ij} \geqq 1000$ kcal; d.h. ein Menü muß mindestens 1000 kcal enth.,

3) $\leqq x_{ij} - f([\leqq x_{i2}] [\leqq x_{i3}] \leqq x_{i4} \ldots)$; d. h. die Summe der Einzelnährwerte der Menü-Komponenten muß gegeneinander so abgewogen sein, daß mit einem Menü sowohl Fett- als auch Eiweiß- und Kohlehydratebedarf gedeckt werden, wird dieses Gleichungssystem dann mit Hilfe der Zielfunktion $G = \triangle$ mare! optimiert. ($G = \nabla$ mare! bedeutet, daß der Essensgenuß (G) optisch, physisch und olfaktorisch maximiert werden soll.)

Da die manuelle Lösung derartiger Gleichungssysteme doch relativ zeitraubend ist, empfiehlt es sich, die Rechenarbeiten auf einer EDV-Anlage durchzuführen.

Für unsere Untersuchungen haben wir damals (Preisstruktur der Nahrungsmittel von Mitte 1964) folgendes Studentenfutter als optimal ermittelt[2]): Sojabohnen, Bier, Kakao–Milch.

Daß diese Diät auch bei Daueranwendung unter härtesten Bedingungen keine nachteiligen Folgen zeitigt, wurde von einigen Kommilitonen in Selbstversuchen überzeugend nachgewiesen.

Darüber hinaus hat sich in einigen Fällen sogar gezeigt, daß bei täglicher Zugabe von Vitamintabletten, deren Zusammensetzung je nach Jahreszeit, individueller Konstitution und psychischer Beanspruchung schwanken muß, die Sojabohnen-Bier-Kakao-Diät auch als e i n z i g e Ernährung mit täglich 2800 kcal völlig ausreichend ist.

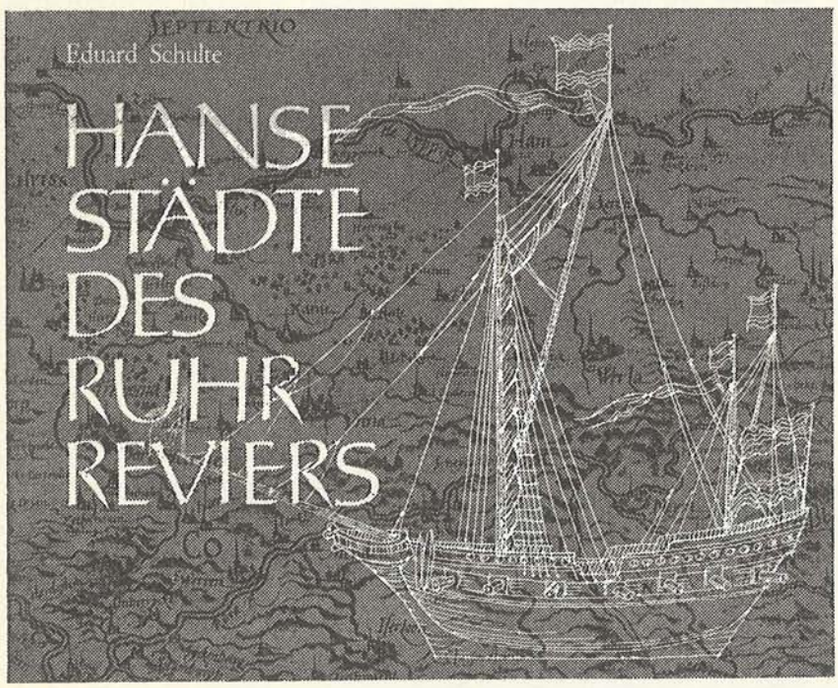
Selbst wenn sich die Bochumer Mensaleitung der Anwendung des obigen Ergebnisses verschließen sollte, so ist hiermit doch ein Weg aufgezeigt, der es jedem Küchenchef ermöglicht, mit den Methoden der linearen Planungsrechnung und unter Verwendung eines Rechenautomaten jederzeit erfolgreich ein optimales Mensaessen zu produzieren.

Ernst Venten
Dipl.-Wirtsch.-Ing.

* *Die Klammern hat P. P. in den Text geschmuggelt.*

1) Die Matrix hat so viele Zahlen, wie das Menü Komponenten hat; die Zahl der Matrix-Spalten richtet sich nach der Zahl der relevanten diversen Nährwert- bzw. Vitamingehalte einer Menü-Komponente.

2) Vgl. hierzu das Ergebnis einer Untersuchung aus dem Jahre 1945: G. J. STIGLER, The Cost of Subsistence, in: Journal of Farm Economics, Vol. XXVII (1945), S. 303 ff.



Verlagshaus
Laupenmühlen & Dierichs
Graphische Betriebe · Moderne Chemigraphie
4630 Bochum · Hüttenstr. · Telefon 33043

Hansestädte des Ruhrreviers

in Bildern und Beschreibungen

Der westfälische Heimatforscher Eduard Schulte untersucht das heutige Ruhrgebiet im historischen Raum der Deutschen Hanse und stellt 12 Städte in ihrer Bedeutung vor.

Das Werk im Format 26 x 22 cm zeigt mehr als 70 zum Teil farbige und bisher noch nicht veröffentlichte Abbildungen.

Es ist von gleich hohem Reiz für den Wissenschaftler wie für den Laien, für den Freund der Heimatgeschichte wie für den Liebhaber alter Stadtansichten in schönen Stichen oder auch für den Leser, der für bibliophil besonders wirkungsvoll gestaltete Werke Sinn hat. Die sachkundigen und wohlausgewogenen Ausführungen von Eduard Schulte sind für viele westfälische Städte und Gemeinden bedeutsam.

Soziologische Texte

Herausgegeben und eingeleitet von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg.

Lucien Goldmann
Dialektische Untersuchungen
Band 29. Etwa 320 Seiten, Leinen etwa DM 32,—,
Studienausgabe etwa DM 24,—.

Leo Kofler Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft
Eine verstehende Betrachtung der Neuzeit. Band 38. Etwa 690 Seiten, Leinen DM 39,—, Studienausgabe DM 29,—.

Herbert Marcuse
Der eindimensionale Mensch
Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Band 40. Etwa 370 Seiten, Leinen etwa DM 26,—, Studienausgabe etwa DM 16,80.

Paul A. Baran
Politische Ökonomie
des wirtschaftlichen Wachstums.
Band 42. 470 Seiten, Leinen DM 36,—, Studienausgabe DM 26,—.

Soziologische Essays

Francisco Ayala Spanien heute
64 Seiten, kartoniert DM 5,80.

Lucien Goldmann
Weltflucht und Politik
Dialektische Studien zu Pascal und Racine.
Etwa 64 Seiten, kartoniert etwa DM 6,80.

Leo Löwenthal
Norbert Guterman
Agitation und Ohnmacht
Auf den Spuren Hitlers im Vorkriegsamerika.
88 Seiten, kartoniert DM 6,—.

Paul Trappe
Warum Genossenschaften in Entwicklungsländern?
68 Seiten, kartoniert DM 5,80.

Thomas Neumann
Sozialgeschichte der Photographie
92 Seiten und 8 Abbildungen, kartoniert DM 6,80.

Luchterhand

Schells und Schallas tönende Weltschau

Die neuen Bochumer Kammerspiele wurden mit der Uraufführung von Maximilian Schells „Herostrat" eröffnet. Beim Festakt sagte Herr Albert Schulze Vellinghausen Gewichtiges über seine Kleiderwahl und Allgemeines über Kunst (sie „zeigt", „birgt", „verwahrt", „ist keine Pille gegen Schmerzen", „ist nicht Schein", „‚ist' nicht sobald sie lügt" – kurz: „ist Essenz"). Hernach versprach Generalintendant Hans Schalla, „das Neueste und Gefährlichste" im jungen Theaterbau zu bieten und bot politisches Theater – oder was er dieses Genres verdächtigte – aus der Feder eines Sonntagsdramatikers.

Gezeigt wurden die Untaten des Wohlstandsplayboys Sebastian Mikropoulos, der seine Flegeljahre in Ephesus verlebt, einer Stadt, die Schell auf der Route Güllen – Andorra – Mahagonny angesiedelt wissen will. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Anstatt friedlich zu gammeln, geriert sich Sebastian als Anti-Held brutaler Prägung, will Berühmtheit und Unsterblichkeit ertrotzen.

Aus einem ersten Fehlschlag – noch zeigt sich die Gesellschaft an Perfidie ihm überlegen – zieht er Lehren, recherchiert wie Franz Moor das unfehlbare Mittel zum Zweck und beschließt, das Artemision, Weltwunder und Eiffelturm von Ephesus, in Brand zu stecken. Ein Terrorist also, dem Benehmen nach. Seine Beweggründe? Gar keine. Oder dann doch sehr selbstlose: der Dramaturgie zu dienen. Sein Lebensweg liefert den roten Faden für den Verfasser, der, mit der Kommödchen-Maxime experimentierend, vieles, was er so gelesen und gesehen hat, in nicht minder saturierter Weise wie jenes witzelnde Kabarett durch den „Wochenschaukakau" zu ziehen versucht.

Der Betrachter kommt von einem Aha-Erlebnis in das nächste. Quiz und Gesellschaftsspiel für das Publikum. Illustriertenleser unter sich. Schell sagt in seinem ersten aufgeführten Stück gleich alles, was er weiß. Er hat ja eine Menge von Ereignissen der jüngeren und jüngsten Vergangenheit behalten und formuliert diese auf gefällige Weise noch einmal, befördert sie endgültig zu Klischees und hilft uns, indem er uns wohl schmunzeln machen will, sich mit Gott und der Welt abzufinden. Reichstagsbrand, Ermächtigungsgesetz, der alte, dumme Hindenburg, Kennedymord, Oswaldmord, Kazettmethoden – eins geht aus dem anderen hervor. Ein Abbild unserer Zeit. Weltgeschehen komprimiert gesehen, hier im Theater.

Der Regisseur Schalla machte mit dem Anekdotenkrämer Schell gemeinsame Sache und produzierte die Klischees mit bestürzend naiver Glaubwilligkeit noch einmal, verschlüsselte sie, um dann durch Komik zu entlarven, was schon vorher ohne Tiefendimension in des Kaisers neuen Kleidern einherschritt. Was Schell so formuliert, daß es schlicht banal wird, muß Schalla für interessant gehalten haben, denn er „stilisiert" das Simple, daß es ganz simpel wird, bis zur ärgerlichen und langweilenden Grenze solcher Potenzierungsmöglichkeit.

Schallas Ausflug ins „Political" zeigte Schallas Grenzen, vergleicht man diese Inszenierung mit Joan Littlewoods „What a lovely War" oder dem polnischen Pendant, der Revue des Warschauer Atheneum-Theaters: statt Übernahme der in der Vorlage angedeuteten Wirklichkeiten – Theaterwirklichkeit im begrenzten Raum, statt Collage aus aggressivem Impuls war die Tendenz gebremste Stichelei, routinierter Augenschmaus. Nicht Ärgernis sollte erregt werden, sondern Ärgernisse wurden als kleine Kitzel verwendet, um die Unterhaltung in Gang zu halten. Mixte Schell erprobte Meinungen und Versatzstücke eines allgemeinen Massenbewußtseins, so klebte Schalla erprobte szenische Ausdruckstypen der heiteren Gattung hintereinander, immer darauf bedacht, wie man einen konfusen Text fix und flott über die Runden bringt, ohne daß jemand etwas merkt. Die Regie war so gut wie das Stück, das sie gewählt hatte. Zweifellos waren die Schauspieler gut geführt, sah man das Ensemble wohltuend gelöst und gekonnt chargieren. Doch war alles wie gewohnt, zu glatt. Der Darsteller der Titelrolle vollbrachte wahrlich eine „runde Leistung", wie man so sagt, und eben das war schade. Forcierte Theaterdämonie durch mitunter bereits manierte Darstellungsmittel. Die Person des Sebastian Mikropoulos wurde nie häßlich, nie wirklich ohnmächtig, nie hilflos komisch, sie war unverdaulich, ließ kalt, suggerierte mit vibrierenden Kiefern und halboffenem Mund eine Kontinuität, die man ihr nicht abnehmen konnte, weil sie in der Vorlage nicht vorhanden ist. Hier hätte eine bearbeitende, kritischere und ihre Aufgabe ernster nehmende Regie die bessere Alternative sehen und verwirklichen: aus der Brüchigkeit und dem Montagecharakter des Stücks eine Tugend machen müssen.

Das Praktikable als angestrebte Lösung zeigte sich auch in Kostümierung und Bühnenbild. Was ist das für eine Witzigkeit, die auf antike Giebel Fernsehantennen malt? Sagt nicht die Szenenmusik ihrer Funktion auf traurige Weise Lebewohl, wenn sie bei Arden, Ibsen, Schell in gleicher Weise tönt? Es ist nicht beabsichtigt, einen „Bochumer Stil" fertigzumachen. Er bekommt nur leider bestimmte Stücke nicht in den Griff. Wo der Regisseur zusetzen, den Text durch die Aufführung komplizieren müßte, um ihn wirksam zu machen, versagt Schallas Methode. Die Eröffnungsinszenierung der Kammerspiele und ihr Mißerfolg sind ein Symptom. Skeptisch sieht man der weiteren Auseinandersetzung des Hausherrn mit Brecht entgegen. Das Gefühl des Ungenügens, das die Inszenierung des „Puntila" hervorrief, dessen Ursachen wurden hier grell deutlich. Will es das Bochumer Publikum, wollen es die Abonnenten nicht anders? Sind sie nichts anderes gewöhnt? Traurig ist, daß das Schauspielhaus beim einmaligen Gastspiel der Essener Bühnen mit der „Ermittlung" erst gar nicht bis zur Hälfte voll war, während die denkwürdig uninspirierte Einstudierung von Brechts „Eduard II" hier große Zustimmung fand. **Heinrich Pachl**

■

LOKALKULTUR

Schiller und klassenlose Gesellschaft

Eine Kritik der Ruhrfestspiele
Hans Dieter Baroth

Nach „Recklinghausen in Potsdam?" fragte der Autor * in seiner Sendung im Ersten Programm des Westdeutschen Rundfunks am 27. Oktober 1966 und versuchte unter diesem Titel einen Vergleich zweier Festspiele: der RUHRFESTSPIELE in Recklinghausen, die sich heuer zum 20. Male jährten – dabei eines neuen (wenn auch noch längst nicht bezahlten) Hauses sich erfreuen können – und der zum 8. Male begangenen ARBEITERFESTSPIELE der DDR, die dieses Jahr mit großem Aufwand in Potsdam stattfanden.
Das Erscheinungsgebiet der vorliegenden Zeitschrift legt nahe, zuerst auf die „Arbeiterfestspiele" hiesiger Machart kritisch einzugehen; nicht minder hält die Redaktion eine ausführliche Beschäftigung mit der DDR-Variante für wünschenswert. Ihr besonderer Charakter sei daher hier nur umrissen:
Die ARBEITERFESTSPIELE verdanken ihr Entstehen einem Beschluß der Bitterfelder Konferenz, dahinlautend, Arbeiter und Bauern der DDR stärker, ja mit eigenem schöpferischen Impuls am „Prozeß der sozialistischen Kulturentwicklung" zu beteiligen. Wie die RUHRFESTSPIELE unterstehen sie der Oberhoheit des Gewerkschaftsbundes (des FDGB). Sie sind nicht allein auf Theaterinszenierungen beschränkt, sondern sollen die „ganze Breite der Kultur" umfassen und betonen ausdrücklich die Bedeutung der Laienarbeit. In langer, über ein Jahr sich erstreckender Vorbereitungszeit wird an allen Orten auf die Festspiele hingearbeitet, das künstlerische Angebot in Wettbewerben sondiert. Den Höhepunkt der Aktivitäten bildet das „Fest der Lebensfreude" selbst: es ist auf drei Tage begrenzt, sein Veranstaltungsort wechselt jährlich von Bezirk zu Bezirk. Dem Gesamtcharakter nach gleicht es einem gigantischen Volksfest. Autorenlesungen, Kabarettabende, Ausstellungen, Tanzveranstaltungen, Darbietungen von Blaskapellen und Musikumzüge, dazu Bierzelte und Würstchenbuden bereichern die vorwiegend folkloristisch getönte Palette der Theaterveranstaltungen.
Wie ein erstarrter Kult des „Gehobenen" muten dagegen die nachfolgend beschriebenen RUHRFESTSPIELE an, die doch im Ansatz auch an die Werktätigen sich richten . . .

Entstehung

Den Ruhrfestspielen in Recklinghausen lag von Anfang an weder eine nüchterne Rechnung noch ein kulturpolitisches Ziel zugrunde. Ihr Entstehen ergab sich rein zufällig. Im Winter 1946 drohte Hamburgs Bühnen die Schließung, weil keine Kohlen mehr vorhanden waren. Eine Delegation Hamburger Künstler reiste ins Revier, um dort um Kohle zu bitten. Auf der Zeche König Ludwig in Recklinghausen, die inzwischen der Kohlenkrise zum Opfer gefallen ist, wurde die Bitte der Hamburger erfüllt.
Im Sommer des Jahres 1947 bedankten sich die Hamburger mit Gastspielen im alten Saalbau von Recklinghausen; es war ein Dank an die Bergarbeiter dafür, daß in Hamburg weiterhin Theater gespielt werden konnte.
Der damalige erste Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, Max Brauer, schlug den Bergarbeitern vor, künftig Festspiele zu inszenieren, die in erster Linie für sie, für die Arbeitnehmer des Reviers veranstaltet werden sollten. 1948 gründeten der Deutsche Gewerkschaftsbund, der damals nur für die britische Zone zuständig war, und die Stadt Recklinghausen eine „Gesellschaft zur Durchführung der Ruhrfestspiele".
Eine Kommune und ein Gewerkschaftsbund, die an sich kaum gemeinsame kulturpolitische Ziele haben können, fanden aufgrund jener Initiative zusammen. Sie wollten an der Ruhr Festspiele vornehmlich für Arbeiter organisieren, ohne große Schlagworte, ohne Parolen. Selbstverständlichkeiten proklamierte man damals in Recklinghausen nicht.
Von Anfang an spielte das Theater die entscheidende Rolle. Hier war stets der Qualitätsanspruch vorrangig: Die Ruhrfestspiele hielten kein eigenes Ensemble das ganze Jahr über. Während der Festspiele gab es aber eigene Inszenierungen, wozu die Protagonisten jeweils an die Ruhr verpflichtet wurden. In der Besetzung waren somit die Ruhrfestspiele fast stets die Krönung eines Theaters, bald gehörte es schon zur erfolgreichen Schauspieler-Laufbahn, einmal auf jenen knarrenden Brettern des Saalbaus gestanden zu haben, die oftmals selbst noch das Husten im Parkett übertönten.
Gastspiele von städtischen Bühnen bereicherten das Theaterprogramm. Als zweiter Schwerpunkt kam jeweils eine Ausstellung dazu.

Bilanz

1966 setzten die Ruhrfestspiele eine arabische Zwanzig auf die Plakate: zwei Jahrzehnte Festspiele an der Ruhr, inzwischen in einem stattlichen Haus beheimatet und damit nicht nur für die am nördlichen Rand des Kohlenreviers gelegene Stadt Recklinghausen eine Institution geworden. Gibt es zwischen den rund dreihundert Festivals im westlichen Europa und dem von Recklinghausen einen Unterschied? Zwei Jahrzehnte müßten so etwas wie eine Bilanz möglich machen.
Darüber sagte uns der bisherige, unlängst verstorbene Leiter der Ruhrfestspiele, Otto Burrmeister:
„Ich bin glücklich darüber, nach 20 Jahren unter bescheidenen Startbedingungen mit ein Kulturwerk aufgebaut zu haben, von dem man heute sagen kann, daß es Bedeutung hat für die deutsche Kulturpolitik – über die Grenzen des Landes hinaus – und das im Begriff steht, der Welt klarzumachen, daß sich in Deutschland eine gesellschaftliche und damit kulturelle Änderung vollzieht, die für die industrielle Massengesellschaft nicht ohne Bedeutung ist. – Hier in Recklinghausen vereinten sich von Anbeginn an Künstler mit arbeitenden Menschen zu einem gemeinsamen gesellschaftlichen Ziele, nämlich der Schaffung einer demokratischen Kulturgesellschaft."
Gewiß stellen die Ruhrfestspiele insofern ein Novum unter den westeuropäischen Festivals dar, als sie nicht vordringlich der Belebung des Fremdenverkehrs dienen und beileibe kein Gewinn-Unternehmen und auch nicht das Wunschkind eines sich übernehmenden städtischen Kulturdezernenten sind; sie sind Festspiele, die in erster Linie für eine Bevölkerungsschicht geschaffen wurden, für die bislang niemand in Westeuropa etwas derartiges unternahm.

*) Hans Dieter Baroth, Jahrgang 1937, ist Mitarbeiter verschiedener Rundfunkanstalten und einiger Tageszeitungen, darunter „Frankfurter Rundschau" und „Stuttgarter Nachrichten".

Zwanzig Jahre lang hat man unerschütterlich daran festgehalten, nach wie vor geht ein Großteil der Karten für die Theaterveranstaltungen in die Betriebe. Von den 72 409 Theaterkarten des Jahres 1966 gingen 32 648 in die Betriebe an Rhein und Ruhr, wo sie schon vor der Eröffnung vergriffen waren. Die Nachfrage war stets größer als das Angebot. 21 628 Karten wurden für das Theater der Jugend abgegeben, so daß insgesamt über 50 000 Karten eben an die Bevölkerungsschichten gingen, um die sich sonst kein anderes Festspiel bemüht. Nur ein Drittel der Karten kam in den freien Verkauf. Anhand dieser Zahlen sind die Ruhrfestspiele immer noch Festspiele für Arbeitnehmer.

Kritik am Programm

Aber unterscheidet sich das Programm von den Angeboten der städtischen Bühnen und der Volksbühnen in der Bundesrepublik? Haben die Gewerkschaften bei den Ruhrfestspielen ein kulturpolitisches Programm geprägt? Hier begann in den letzten Jahren die Kritik, und zwar – was in diesem Fall besonders bedenklich stimmen muß – auch aus Lagern, die über den Verdacht, links zu stehen, erhaben sind.
Bereits im letzten Jahr, nach Fertigstellung des neuen Hauses der Ruhrfestspiele, zog die Zeitschrift „theater heute" unter der Überschrift „Die Arbeiter und ihr Theater" eine kritische Bilanz. Über die Stellung des Arbeiters schrieb sie:
„Sicher ist, daß die kulturelle Integration der Arbeiterschaft hinter der materiellen zurückgeblieben ist, aus welchen Gründen auch immer. Nur in der Nivellierung nach unten hat ein An-

zuverlässig
aktuell
umfassend

die Zeitung
für junge
meinungsfreudige
Menschen

gleichungsprozeß stattgefunden: Wochenendblätter mit Soraya-Titeln werden in der Wohnküche ebenso verschlungen wie in der Bürgervilla am Kamin, ‚Bild' im Siedlungshaus nicht minder als in Beamtenstuben von München bis Kiel".

Die Ruhrfestspiele, heißt es, könnten die kulturelle Integration der Arbeiterschaft verwirklichen. Hier hätten die Gewerkschaften eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Es heißt dann:
„Die Ruhrfestspiele können zum wichtigsten Ansatzpunkt für die Herausbildung eines neuen Selbstbewußtseins der Arbeiterschaft werden, das sich geistig selbständig entfalten will. Kulturelle Emanzipation und ein zeitgerechtes Selbstbewußtsein der Arbeiterschaft hängen nicht nur voneinander ab, sie bedingen einander. Nicht die Übertragung bürgerlicher oder fortgeschrittener Kunstbegriffe ist daher die den Ruhrfestspielen gestellte Aufgabe, sondern ihre Transformation durch das Medium der Kunst."

Die Zeitschrift „theater heute" spricht dann noch klarer den Deutschen Gewerkschaftsbund an, in dem sie den ideologischen Führer der Ruhrfestspiele sieht:
„Der DGB hat in seinem Gründungsstatut zwar verkündet, er wolle auch kulturell wirksam werden, aber es hat vierzehn Jahre bedurft, ehe er ein Kulturprogramm formulierte. Der Gedanke liegt nahe, daß dieses Programm ohne das Beispiel der Ruhrfestspiele noch immer hätte auf sich warten lassen. Der gewerkschaftliche Pragmatismus ohne Zukunftsperspektiven ist noch keineswegs abgestorben."

Kulturpolitische Konzeption

„Solange die Ruhrfestspiele eine schöne, andauernde, sich selbst von Jahr zu Jahr bestätigende Improvisation blieben, waren sie eine glanzvolle Medaille, mit der sich die Gewerkschaften schmücken konnten. Jetzt sind sie aufgefordert, da ihr Name sich am ehesten mit ihnen verbindet, mehr noch: da sie allein ihnen dauerhaften Sinn und Antrieb geben können, über die Festspiele nachzudenken, vor allem über sich selbst."

Dazu fragten wir wieder den bisherigen Kulturreferenten des DGB, Otto Burrmeister:
„... Wenn man ein Werk unternimmt, zu gründen, zu entwickeln, da muß man Widerstände in Rechnung stellen ... Wenn einer der Meinung ist, daß die Gewerkschaften kulturpolitisch nichts tun sollten, dann ist das dessen Meinung, die ich respektieren muß. Entwickelt er daraus Widerstände, dann ist es meine Aufgabe, diese zu überwinden. Ich glaube, es ist uns gelungen, den Gewerkschaften eine kulturpolitische Konzeption mitzuerarbeiten, die ihren Niederschlag im Kulturprogramm des DGB gefunden hat."

Jetzt dürfte es um die Verwirklichung jener Beschlüsse gehen. Aber Otto Burrmeisters Worte zeigen auch, daß die kulturpolitische Diskussion im DGB nicht im Bemühen um höhere Löhne und um Verkürzung der Arbeitszeit unterging. Wenn dennoch nicht allzuviel auf diesem Gebiet erreicht wurde, so mag es nicht zuletzt daran liegen, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund seit seiner Gründung im Jahre 1949 gewissermaßen eine große Koalition darstellt, denn er wird von Sozialdemokraten und Christlichen Demokraten geführt, die sich offensichtlich bislang bei Lohn- und Gehaltsfragen eher einig wurden als bei den Grundsatzfragen der Kulturpolitik. Außerhalb des DGB zum Beispiel sind sich in Kulturfragen Freie Demokraten und Sozialdemokraten eher einig als Sozialisten und Christliche Demokraten. Eine 6,5-Millionen-Mitglieder-Organisation, mit Abstand die größte der Bundesrepublik, ist in solchen Fragen zwangsläufig schwerfällig.
Darüber hinaus können die Gewerkschaften jene kulturpolitische Medaille, die die Ruhrfestspiele darstellt, nicht voll für sich in Anspruch nehmen, denn getragen werden die Festspiele außer von den Gewerkschaften noch von der Stadt Recklinghausen, vom Land Nordrhein-Westfalen, von der Industrie sowie vom Kölner Funkhaus.

Spielplan

„theater heute" schrieb über das Programm der letzten 19 Jahre:
„Es ist verständlich, daß manche Kritik an den Spielplänen lautgeworden ist. Sieht man genauer hin, kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß in Recklinghausen bisher 45 Stücke von Klassikern, 21 von Autoren der klassischen Moderne und 29 von zeitgenössischen Dramatikern gespielt wurden. Sicher besagt das nicht alles, aber die Ansicht, es sei in Recklinghausen nichts gewagt worden, ist falsch."
Man muß bei den Ruhrfestspielen zwischen eigenen Inszenierungen und den Gastspielen unterscheiden. Die Eigeninszenierungen werden erheblich öfter ausgeführt. In diesem Jahr zum Beispiel sahen fast 54 000 Besucher die beiden eigenen Inszenierungen „Hexenjagd" und „Der zerbrochene Krug", knapp 12 000 sahen die drei Gastspiele mit Stücken von Grass, Weiss und Dürrenmatt. Die Zeitschrift „theater heute" würde rechnen: gespielt wurden Stücke eines Klassikers, eines Autors der klassischen Moderne, dreier lebender Autoren. Sicherlich stimmt diese Rechnung, ergibt aber dennoch ein zu günstiges Bild.
In der Vergangenheit wurden fast 80 Prozent des Programms mit Klassikern bestritten. **Von Experimenten läßt sich hier also wirklich nicht reden, an Vorsicht ist das Programm von einer städtischen Bühne gar nicht zu überbieten.**
Und die Frage bleibt, ob man Hunderttausende ausgeben soll, um den Arbeitern Kleists Verwandlungskomödie des Jupiter vorzuführen. Auch fragt man sich, ob es sinnvoll ist, mit diesem Aufwand den Arbeitern zu zeigen, daß der Spruch „Dem Manne kann geholfen werden" der Abgang bei Schillers „Räubern" ist.
Klassiker sollten zwar nicht von der Festspielbühne verschwinden, sollten aber auch nicht derartig überwiegen. Auffallend war eine fast zehnjährige Brecht-Enthaltsamkeit in Recklinghausen. War er zu politisch? Er ist zwar politischer als Schiller, aber Brecht zu spielen ist nicht mehr subversiv. Carl Sternheim blieb von der Festspielbühne völlig verbannt. Wie wäre es einmal mit „Tabula rasa" oder, um den materiell integrierten Arbeiter davor zu schützen, daß er zum Spießbürger wird, Carl Sternheims „Bürger Schippel"?

Altes Festspielpublikum (1951) ...

Gegenwartsdramatik?

Ohne dem Phänomen Ruhrfestspiele Abbruch tun zu wollen: auf die Autoren der Gegenwart hat Recklinghausen bislang nicht anziehend gewirkt. Sie gingen mit ihren Stücken, die mehr denn je auch Probleme der Arbeiter behandeln, an die verschiedensten städtischen Bühnen. Für sie war Recklinghausen kein Anziehungspunkt, sie sahen – zum Teil wohl aber auch aus ökonomischen Gründen – in den Ruhrfestspielen bis heute nicht, was Hannes Messemer sehen möchte: eine Art Nationaltheater, in dem die wichtigsten Stücke deutscher Dramatiker erstaufgeführt werden.
Mit dem Programm des letzten Jahres versuchte die Dramaturgie, von der bisher praktizierten Art abzugehen: Man spielte einen Klassiker, wen anders als Schiller, einen modernen Klassiker, den für ein Jahrzehnt in Recklinghausen verbannten Bert Brecht, dann das Theaterereignis des Jahres 1964, den „Marat" von Peter Weiss, als Gastspiel, außerdem Arthur Millers „Zwischenfall in Vichy" und Heinar Kipphardts „Oppenheimer". Das Programm war für Recklinghausen eine Sensation.
Doch offensichtlich hatte es die Dramaturgie auch damit den Kritikern nicht rechtgemacht. Die liberale „Recklinghäuser Zeitung" schrieb dazu in einer Abschlußbetrachtung:
„Es hat Leute gegeben, die ein avantgardistisches Theater forderten. Der Arbeiter ist kein Avantgardist. Seine Eingliederung in die sogenannte klassenlose Gesellschaft ist eine Eingliederung in das Bürgertum. Die Revolution, die eine neue soziale Grundlage in der Welt lieferte, war die von 1789. In dieser Revolution zerbrachen die Klassen in Stände. Der ‚dritte Stand', das Bürgertum, hat die anderen Stände in sich aufgenommen, den Adel, die Geistlichkeit, und in diese Civitas treten jene Volkskreise ein, die überhaupt erst die sehr plötzlich erfolgte Industrialisierung der Welt entstehen ließ.
Dieser Bildung einer Civitas auf dem Boden der von ihr aufgebauten Kultur dient der Spielplan der Ruhrfestspiele Burrmeisterscher Prägung ... So mag man es verstehen, wenn das Ruhrfestspielhaus jedenfalls äußerlich weder avantgardistisch erscheinen sollte noch prächtig."
Eigentlich hätte sich Otto Burrmeister als Gewerkschaftler gegen eine derartige Sozialgeschichtsklitterung verwahren müssen. Zum Festspielprogramm selbst schrieb die Zeitung: „Das Programm der ersten Festspiele im neuen Haus 1965 war lebhaft und interessant. Es hatte seinen Sinn, wenn ‚Die Räuber' am Anfang standen. Sie standen am Anfang jener Civitas von 1789 ... Von solcher Grundlage aus greifen die Ruhrfestspiele in die Gegenwart. Wir lieben avantgardistisches Theater – aber nicht bei den Ruhrfestspielen. Wir begrüßen Experimente, aber sie sind sinnlos bei den Ruhrfestspielen; denn es soll nicht nur das Theater funktionieren, ▶

festspiele

. . . und das neue?

sondern auch der Geist in diesem Theater, und das ist der Geist der Ruhrfestspiele, ein Geist der Toleranz und des Gemeinsinns. Wir wollen diesen Geist nicht verlassen. Wir haben gutes Theater gesehen, sehr gutes Theater, und fanden Swinarskis Inszenierung des ‚Marat' von Peter Weiss überzeugend. Wir schätzen das Stück, aber bei seiner Auswahl hatte man den Geist der Ruhrfestspiele außer acht gelassen. ‚Die Verfolgung und Ermordung des Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Chareton unter Anleitung des Herrn des Sade' ist so offensichtlich ein Werk des Nonkonformismus, daß es wenig auf eine Bühne zu passen scheint, die dem Gemeinsinn dienen will. Hier scheint uns die ‚neue Form' in der Ruhrfestspielverwaltung noch nicht funktioniert zu haben."

Spätestens hier, im 19. Jahr, hätten die Festspielideologen, hier hätte Otto Burrmeister merken müssen, zu wessen Freude er bisher ein Programm gemacht hatte. **Friedrich von Schiller, der in eine klassenlose Gesellschaft führt: das ist wohl kabarettreif.** Weniger kurios, eher schon **makaber wirkt die Absage an den Nonkonformismus:** Hier trifft sich die bürgerliche „Recklinghäuser Zeitung" mit den Ideologen des sozialistischen Realismus, die dem Nonkonformismus eine ebenso scharfe Absage erteilen.

Hörte man auf diese Stimme, dann sollte man nur Kleist, Shakespeare und natürlich immer wieder Schiller spielen und endgültig vergessen, was die Schweizer Soziologin Jeanne Hersch 1964 den Besuchern im alten städtischen Saalbau von Recklinghausen zurief: „Achtet darauf, daß das neue Haus kein Museum, sondern eine Werkstatt der Kultur wird."

Eine Bilanz versuchte auch in diesem Jahr die Tageszeitung „Die Welt" zu ziehen. Sie fragte in der Überschrift, ob die Ruhrfestspiele noch Festspiele für die Arbeiter seien, und schrieb: „Geht es wirklich um das soziale Kulturwerk, von dem in Festansprachen stets die Rede ist, oder treibt ein deplacierter Dramaturgenehrgeiz hier wunderliche Blüten?

Der Spielplan des Jahres 1966 läßt sich nicht anders als mit blindem Eifer erklären. Nachdem in der Vergangenheit die Ruhrfestspiele immer wieder den Vorwurf zu hören bekamen, sie spielten zu viele Klassiker und vernachlässigten das zeitgenössische Theater, wollte man diesmal aber zeigen, daß ein anderer, ein neuer Wind weht auf der Cäcilienhöhe, und blindlings griff man nach allem Neuen, das sich irgendwo ankündigte."

Wohin?

Gewiß liegt manches mit den Ruhrfestspielen im argen. Offensichtlich weiß man nicht so recht, wohin es gehen soll. Doch freilich: Wüßte unsere Gesellschaft, wohin es geht, man wüßte es auch in Recklinghausen. Jetzt scheint man zwischen Festspielen für die Arbeiter und Festspielen mit höchsten künstlerischen Ansprüchen zu schwanken; daß sich beides nicht miteinander verträgt, ist kaum die Schuld der Arbeiter und nicht allein die Schuld der Kunst. – Warten wir ab, was sich drüben bei den Arbeiterfestspielen im nächsten Jahr im nächsten Bezirk tut und was nächstes Jahr in Recklinghausen geschieht. Der neue Leiter der Ruhrfestspiele, Karlheinz Hagin, Otto Burrmeisters Nachfolger auch als Kulturreferent des DGB, will demnächst ein Programm zur Diskussion stellen, das über drei volle Jahre geht. Darüber befragten wir ihn:

Werden Sie weiter nur oder überwiegend Klassiker spielen?

„Es heißt, daß die Dichter der Vergangenheit und der Gegenwart gespielt werden sollen."

Denkt man auch daran, soziale Probleme der Gegenwart auf der Festspielbühne zu zeigen?

„Ja, es sollen die Probleme der Menschen in der Kunst behandelt werden, die im kulturpolitischen Grundsatzprogramm des DGB manifestiert sind."

Denken Sie auch daran, mehr mit den Dramatikern der Gegenwart in Recklinghausen zu arbeiten?

„Ja." ■

Schon gehört?

Wer sie erwerben kann
und wo und wie,
schreiben wir Ihnen gern. Schicken Sie uns
eine Postkarte mit diesem Satz: Informieren Sie
mich über die Studentenmitgliedschaft.
Die 20 Pfennige machen sich
bezahlt!

Büchergilde Gutenberg, 6 Frankfurt/Main 16
Postfach 16 220, Untermainkai 66

Können Sie sich ein menschliches Zusammenleben vorstellen, in dem das Vertrauen fehlt? Es wäre die Hölle. Vertrauen, Offenheit und Demokratie gehören zusammen. Eine demokratische Gesellschaft vertraut ihren Bürgern. Sie weiß: sie können Verantwortung übernehmen. Deshalb müssen wir das Mißtrauen auspunkten – gründlich und mit harten Schlägen.

Vertrauen ist lebenswichtig

Mitbestimmung – eine Forderung unserer Zeit

Mitbestimmung: das bedeutet Vertrauen zum Arbeitnehmer, Vertrauen zu seiner Gewerkschaft. Die Gegner sagen, das könne niemals gutgehen. Sie sind ängstlich und voller Mißtrauen gegen diese demokratische Praxis in unserer Wirtschaft. Dabei kann jeder sehen, wie flott und reibungslos die Mitbestimmung arbeitet. Wir müssen diese Mitbestimmung in allen großen Kapitalgesellschaften verwirklichen. Dann hat die Demokratie eine entscheidende Runde gewonnen. Wollen Sie mehr über die Mitbestimmung wissen, schreiben Sie bitte an: DGB-Werbeabteilung 4 Düsseldorf Postfach 2601. Wir senden Ihnen Informationsmaterial.

DGB Deutscher Gewerkschafts Bund

Mitbestimmung – eine Forderung unserer Zeit

Thema Industrielle Arbeitswelt

Eine Vorstellung der Dortmunder Gruppe 61

Dieter Schwarzenau

Aufsätze über die Dortmunder Gruppe 61 beginnen meist so: „Am Karfreitag des Jahres 1961 trafen auf Initiative von Fritz Hüser, Bibliotheksdirektor und Leiter des Archivs für Arbeiterdichtung und Soziale Literatur, in Dortmund erstmalig Schriftsteller zusammen, die in der Mehrzahl Arbeiter waren. Ihre literarischen Absichten haben ein gemeinsames Ziel: „die künstlerische Bewältigung der industriellen Arbeitswelt". So zu lesen in der Ankündigung des ersten Almanachs der Gruppe „Aus der Welt der Arbeit", der diesen Herbst im Luchterhand-Verlag erschien.

Max von der Grün, der prominenteste Autor der Gruppe, erzählt die wundersame Geschichte literarischer Kristallisation im ansonsten so nüchternen Revier noch ein wenig ausführlicher: „Durch eine Pressenotiz wurde ich Anfang des Jahres 1960 auf die Existenz eines ‚Archivs für Arbeiterdichtung und Soziale Literatur' im Hause der Bibliotheken in Dortmund aufmerksam. Wenige Tage später suchte ich den Leiter und Besitzer dieses Archivs, Herrn Bibl.-Direktor Fritz Hüser, in Dortmund auf. Wir sprachen über Probleme der heutigen Literatur allgemein und über **das Phänomen** speziell, **daß die Literatur heute den Menschen in der Arbeit, an seinem Arbeitsplatz und in seiner Umwelt völlig ignoriere.** Damals hatte auch ein Soziologe eine Umfrage bei 50 deutschen Verlagen gestartet und angefragt, ob Manuskripte von Arbeitern angeboten werden. Das Ergebnis war: Weder Manuskripte von Arbeitern werden angeboten, noch sei ein Interesse beim Leser festzustellen an Themen aus der Arbeitswelt."

Von der Grün hatte ein Romanmanuskript gleich mitgebracht. Von bekannten Verlagen zunächst abgelehnt, erschien schließlich (1962) im Recklinghausener Paulus-Verlag „Männer in zweifacher Nacht", ein Roman, der das Schicksal verschütteter Kumpels, die Kritik an unzumutbaren Arbeitsbedingungen im Bergbau zum Gegenstand hat. War so einmal der Stein ins Rollen gebracht, fanden sich auch die Interessenten ein, die die „künstlerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt" – so der Untertitel der Gruppe – auf ihr Panier geschrieben hatten: Willy Bartock und Kurt Küther, Otto Wohlgemuth und Bruno Gluchowski, Artur Granitzki und Josef Büscher, Hildegard Wohlgemuth nicht zu vergessen. Namen, die bis dahin kaum bekannt waren, Arbeiter, die sich nach Schichtende an die Schreibmaschine setzten. Sie trafen sich von jetzt an in regelmäßigen Abständen jeweils am Karfreitag, 17. Juni und Buß- und Bettag in Dortmund zu Lesungen und Diskussionen.

Inzwischen ist die Gruppe etabliert und fast schon ein wenig zu fest ins literarische Geschehen installiert. Ihre Erfolge sind beachtlich und sollen hier aufgezählt werden. Von Max von der Grün erschienen zwei weitere Bücher: „Irrlicht und Feuer" (1963) – jüngst vom Fernsehfunk der DDR beeindruckend verfilmt – und „Fahrtunterbrechung und andere Erzählungen" (1965). Gedichtbändchen erschienen von Josef Büscher, Artur Granitzki, Günter Westerhoff und Hildegard Wohlgemuth, Prosa von Matthias Mander, ein Roman „aus der Welt der Verwaltung" von Wolfgang Körner („Versetzung", 1966), Anthologien in reicher Zahl: erst jetzt – für ein breiteres Publikum – von Walter Köpping besorgt, „Unter Tage – über Tage" in der Büchergilde Gutenberg. „Erlebtes Land – unser Revier. Das Ruhrgebiet in Literatur und Dichtung" (Hg. von Fritz Hüser und Ferdinand Oppenberg) ist bei Carl Lange in Duisburg in Vorbereitung. Köpping hatte sich bereits früher mit der Anthologie „Wir tragen ein Licht durch die Nacht" Verdienste erworben.

Es ist der Gruppe zu danken, und das sollte auch von ihren Gegnern akzeptiert werden, daß diese Bücher erscheinen konnten, daß ein Bereich unserer Welt, der Bereich der industriellen Arbeit nämlich, ganz bewußt in das Zentrum dichterischer Gestaltung gerückt wurde; oder besser: daß Männer und Frauen, die Gedichte oder Erzählungen über ihre Erlebnisse am Arbeitsplatz verfaßten, plötzlich eine Öffentlichkeit fanden. Dieses Ziel scheint halbwegs erreicht. Max von der Grüns Bücher werden in mehrere Sprachen übersetzt. Körner hat seinen ersten Roman kaum vollendet und den zweiten begonnen, da klopft schon der Fernsehregisseur bei ihm an.

Die Älteren schreiben weiter, aber ist von ihnen noch Neues zu erwarten? Was werden sie in den nächsten Jahren bringen? Ein Gedicht Granitzkis (es steht im Almanach „Aus der Welt der Arbeit", S. 73 f.) mit dem Titel „Die Anrufung des großen Bären" beginnt mit den Zeilen:

„Kann mir nicht gelingen,
da ich die Landessprache
seiner Oberflächenparasiten
nicht gelernt habe.
Auch weiß ich nicht,
ob die Läuse am Schwanzende
von den Flöhen auf der Nasenspitze
verstanden werden.
Allerleirauh
ist auch kein Pelzwerk für mich,
um mir einen lyrischen Mantel
zu schneidern (. . .)."

Immerhin ein interessantes Eingeständnis für die Beziehungslosigkeit zur – arrivierten – modernen Lyrik und ein Exempel für die horizontal gespaltene deutsche Literatur. Ingeborg Bachmanns „Anrufung des großen Bären" bleibt ebenso unverstanden wie Enzensbergers „Landessprache", dagegen berichtet uns Granitzki:

„Eine Büchse Bohnenbrei
und ein Sack voll Lumpen,
Vater schlug die Katz entzwei
Mutter kocht auf Pumpen. –
Vater hat noch nie gelacht,
Mutter muß oft weinen;
wenn das Bett so komisch kracht,
erwachen auch die Kleinen. –"

Die älteren Gruppenmitglieder bilden einen merkwürdig erstarrten, monolithischen Block. Was Granitzki sich an Kummer, an Qual von der Seele schreibt, hätte ebenso gut vor 50 oder 60 Jahren Ausdruck finden können. Es sagt uns Erhebliches über die Gefühlswelt dieses Mannes, gibt Informationen, die mich außerordentlich interessieren. Aber ist es deshalb schon „künstlerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt"?

Die Jungen haben sich „freigeschrieben", sie werden je nach Begabung ihren Weg machen oder verstummen, die Alten haben sich „festgeschrieben", sie werden nach alter Weise ihren Ärger, Kummer, Ekel, Zorn oder ihr Mitgefühl über die Verhältnisse artikulieren. Neuland tut sich ihnen nicht mehr auf. Die Arbeitswelt ist allgemein, eingestanden oder nicht, als vordringliches, wichtiges Thema für Roman, Erzählung, Gedicht, Film anerkannt.

Was will da noch die Gruppe? Sie kann sich, so will es scheinen, getrost auflösen, sie hat ihren Zweck erfüllt, was will sie mehr. Und doch ist man nicht glücklich mit dem Erreichten. Der Wunschtraum der Anfangszeit, daß von Dortmund einmal der gültige Roman der Arbeitswelt kommen werde, hat sich nicht erfüllt. Und da einige Gruppenmitglieder mit erstaunlicher Schnelligkeit an die Abfassung von Romanen herangehen, fürchte ich nicht um Neuerscheinungen, doch treibt mir die bevorstehende Lektüre bereits jetzt den Angstschweiß auf die Stirn.

Hier stellen sich der Gruppe neue Aufgaben, dann nämlich, wenn sie einen Punkt ihres Programms ernstnimmt: das Künstlerische. Bei allen Diskussionen in den letzten Jahren habe ich eine ausführliche Behandlung ästhetischer Fragen vermißt, selbst handwerkliche Probleme wurden kaum erörtert, so als handele es sich bei den Gruppenmitgliedern allesamt um perfekte Schreiber und nicht um Autodidakten – sie bedrängte zuerst und vor allem die Authenzität ihrer Gegenstände. Eine Nachmittagsdiskussion der ersten zwanzig Seiten von Wolfgang Körners Roman „Versetzung" hätte vielleicht den Autor davon überzeugen können, das Buch in seiner jetzigen Form nicht zu veröffentlichen und sich noch einmal an die Arbeit zu machen, sie hätte sicherlich den Zuhörern anhand von vielen, vielen Beispielen zeigen können, daß man so nicht schreiben sollte.

Die Gruppe hat die Dichtungstheorie, und zwar eine solche, die ihr und der Akutheit ihrer literarischen Gegenstände wirklich adäquat wäre, bisher sträflich vernachlässigt. Zu ihrem eigenen Schaden, denn ein Teil der Literaturkritik in der Bundesrepublik sieht immer noch mit spöttischem oder gelangweiltem Desinteresse auf sie herab. Nur ein Günter Zehm (in „Die Welt") verschwendet naserümpfend wortreiche Tiraden gegen ihre Existenz. Noch immer ist Industriedichtung nicht ganz „hoffähig" geworden.

Zu den neueren Versuchen von Gruppenmitgliedern, ihre Arbeiten formal zu differenzieren, sie zu „literarisieren", schreibt Yaak Karsunke (in „kürbiskern" 1/65): „Die Ergebnisse dieser Bemühung berühren zwiespältig: zum einen, weil die betreffenden Autoren eben nicht individuell die klassenmäßig bedingte ‚Bildungsbarriere' überwinden können, zum anderen, weil sich jenseits dieser Barriere **formale Techniken befinden, die lediglich getarnte Instrumente zur Durchsetzung eines Herrschaftsanspruches im Sinne des Status quo sind: entwickelt zum Verschweigen gesellschaftlicher Zustände, sind sie zum Beschreiben dieser Zustände per definitionem untauglich.** Wer sich ihrer zu bedienen versucht, wird leicht in jenes Kulturghetto abgedrängt, in dem sich die übrige Literatur schon so lange selbstgenügsam bewegt." Und zur Exemplifizierung seiner These führt Karsunke an: „Hätte Max von der Grün den Panzerförderer der ‚Westfalia'" – der in „Irrlicht und Feuer" bei einem mit unerbittlichem Realismus beschriebenen Unfall einem Steiger den Kopf abreißt – „metaphorisch umschrieben, hätte es sicher zwei Gerichtstermine weniger und vielleicht drei Rezensionen mehr gegeben."

Ich glaube, die Gruppe hat eine gute Zukunft, nicht indem sie sich noch fester in den Literaturbetrieb in Westdeutschland eingliedert, sondern indem sie ihre eigenen sachlichen und ästhetischen Fragen offen diskutiert. Das könnte sie für junge Glieder unserer Arbeiter- und Angestelltenkultur, die nach publizistischem Ausdruck drängen, nur noch attraktiver machen. Das Thema heißt weiterhin „Industrielle Arbeitswelt". ▶

literatur

„Aus der Welt der Arbeit", Almanach der Gruppe 61 u. ihrer Gäste. Herausgegeben v. Fritz Hüser u. Max v. d. Grün in Zusammenarbeit mit Wolfg. Promies. 398 S., Leinen 38,— DM, Paperback 19.80 DM. Neuwied: Luchterhand 1966.

Dieser Almanach ist die erste, umfangreiche Textsammlung der Dortmunder Gruppe, die bei einem angesehenen literarischen Verlag erscheint. Die Gruppe 61 hat seit ihrer Gründung eine beträchtliche Aktivität entfaltet, eine Reihe neuer Autoren gefunden — und ein entsprechendes Echo. Das literarische Ziel, um das es der Gruppe geht, ist eine **„Neue Industriedichtung"**, ist der Versuch, „den Arbeiter, das unbekannte Wesen, zu entdecken" (S. 29). Unter diesem Aspekt muß man den vorliegenden Almanach sehen, will man ihn angemessen bewerten.

Zuvor ist er freilich als handliches Hilfsmittel zu loben. Die beigefügten „Materialien", Aufsätze von Hüser, Promies und Wolfg. Friedrich (Germanist in Halle), bieten eine informative, gut lesbare Einführung in Geschichte und gegenwärtige soziale, politische, literarische Problematik der Arbeiter- und (Industrie-)Arbeitsdichtung. Dazu findet man eine 8seitige Auswahlbibliographie. Interessante soziologische Aufschlüsse über den Autorenkreis (des Almanachs, nicht unbedingt der Gruppe selbst!) geben die autobiographischen Notizen im Anhang; da zeigt sich, daß weniger als die Hälfte der Autoren selbst Arbeiter sind oder einmal waren. (Erstaunlich übrigens, daß verschiedene Rezensenten von der großen Zahl „junger" Gruppenautoren gesprochen haben: zwei Drittel der Verfasser sind vor 1930 geboren, nur 4 nach 1940. Max von der Grün, geb. 1926, wird im Almanach selbst als junger Autor apostrophiert!)

Unter den literarischen Beiträgen des Almanachs haben Prosa-Arbeiten ein deutliches Übergewicht, quantitativ (279 Seiten Prosa und 1 Fernsehspiel, 28 Seiten Lyrik) — aber zweifellos auch qualitativ. Macht's die „prosaische" Thematik, der lyrisch beizukommen wohl größere Souveränität erfordert als „hier und heute" billig erwartet werden darf? Immerhin: einige Gedichte aus der kleinen — also vielleicht nicht repräsentativen — abgedruckten Auswahl zeigen: möglich ist akzeptable Lyrik zum Thema „Arbeit" schon. Als Exempel etwa die Gedichte von Herburger und Matth. Schreiber, auch Texte von Granitzki, Zahn, Hildegard Wohlgemuth. Aber sonst: Pathos und Sentimentalität sind oft in gefährlicher Nähe. Der Gegenstand und seine literarische Tradition geben eine Erklärung dafür, sicherlich keine künstlerische Absolution.

Führende Dortmunder, von links: Gruppenchef Fritz Hüser, Autoren Max von der Grün, Erwin Sylvanus.

Inhalte der Prosaarbeiten sind: Beschreibung eines Betriebsunfalls, Bericht von Streiks, Streikdrohung, vom monotonen Arbeitsalltag am Band, im Büro, als Vertreter, Erzählung von Konflikten am Arbeitsplatz, nach Feierabend, von Ärger mit dem Meister, zwischen Ehegatten, mit den Kindern, mit den lästigen Gastarbeitern, auch Berichte von anderen Outsiders, von den nicht mehr Arbeitsfähigen, den Alten, den Invaliden. (Interessant vielleicht in diesem Zusammenhang: kaum mehr als die Hälfte der Arbeiten beschäftigt sich mit der Montanindustrie.)

Die große Mehrheit der Texte hält sich streng an das Thema „Arbeit" im Wortsinn, aber auch wenn die „Freizeit" einmal größeren Raum in einer Erzählung findet, so ist sie doch nie mehr als eine Funktion der Arbeit; diese bleibt stets unbestrittenes Lebenszentrum. „Aus der Welt der Arbeit" — man darf den Buchtitel wörtlich nehmen. Allerdings.

Auffallend sind die formalen Übereinstimmungen der Prosatexte. Das erzählerische Grundmuster ist das der Reportage, der Beschreibung von Realitäten. Das Muster findet sich in drei Variationen: einmal gibt es die eigentliche Reportage (z. B. von Günter Wallraff: „Am Band" — bei Ford), dann eine Art — sagen wir — „innere Reportage", „Bewußtseinsreportage", erzählt in der 1. Person (z. B.: Forte „Ein Tag" — gespiegelt im Bewußtsein eines Arbeiters), schließlich drittens — als Er-Erzählung — so etwas wie „Tatsachenbericht", des öfteren pointiert durch spannungserregende Effekte (Beispiel: Reding „Phasen eines Plans" — fingierter und wirklicher Selbstmord, der Direktor in der Hafenkneipe; W. Körner „Der Mann, der seine Daten verarbeitet" — nämlich Daten für seinen Computer und die seiner Nazivergangenheit). Diesem dreiteiligen Schema kann, wer will, mit einiger Großzügigkeit alle Prosaarbeiten des Bandes subsumieren. Stilistisch tendiert die Bemühung um realistische Darstellung nicht selten zu Naturalismen. Verbreitet finden sich Telegrammsätze, Fetzendialoge, Anakoluthe. Bemerkenswert: Dialekt gibt es nicht, wohl Slang.

Kaum einer der Texte ist, wie man nach der Lektüre mancher programmatischer Äußerung fürchten könnte, rein deskriptiv. Die Mittel der Kritik, der Wertung reichen hier von der Wahl und Formulierung der erzählerischen Perspektive, sozusagen immanenter Wertung also, über das direkte kommentierende Sich-einschalten des allwissenden Erzählers (so etwa Max von der Grün) bis zur ironischen Montage (etwa bei Angelika Mechtel, die erzählte Realität der Arbeitswelt mit eingestreuten Werbeslogans konfrontiert). Der Illusion, reine, „vorurteilslose" Deskription sei möglich oder auch nur wünschenswert, ist man also nicht erlegen; andererseits scheint die gebotene Kritik, gemessen am Objekt, zumeist doch recht zaghaft. **Von einer Einsicht in gesellschaftliche Hintergründe kritisierter Phänomene erfährt man wenig. Die Frage bleibt, ob dies dem tatsächlichen sozialen Bewußtsein „des Arbeiters" entspricht und zweitens, ob es nicht eine Aufgabe der Gruppenarbeit sein sollte, gerade auch die gesellschaftlichen Bedingungen der Arbeitswelt bewußt zu machen.**

Fazit: die Texte liefern eine Reihe mehr oder weniger eindrucksvoller Bilder „aus der Welt der Arbeit", auch aus der Rest-, „Unter"- oder Nebenwelt, als die hier notwendig erscheinen muß, was nicht in mindestens mittelbarer Beziehung zum Arbeitsplatz und -prozeß steht, schließlich aus dem Bewußtsein des in der Industrie arbeitenden Menschen. Die überzeugendsten Dokumente — und im Dokumentarischen liegt wohl der größte Reiz dieser Literatur — sind die unprätentiösen Realitätsbeschreibungen, die Reportagen.

Möglicherweise tut man gut daran, die Relation zwischen Gegenstand, Ziel und ästhetischer Gestaltung bei der hier gegebenen Thematik, zumal bei den vorliegenden Versuchen einer Neulanderschließung, grundsätzlich zu überdenken. Wie sagt Luchterhands Werbetext: „Der Gegenstand bedingt, daß wir es mehr mit einem literaturpolitischen als mit einem ‚schöngeistigen' Phänomen zu tun haben." Zweifellos. Zumindest derzeit. Aber warum dann das irritierende, hochtrabende Wort von der „künstlerischen Bewältigung"? Sicherlich hat die Literatur den Bereich industrieller Arbeit bisher ziemlich vernachlässigt. Ebenso sicher ist aber zu bezweifeln, daß zu einer künstlerischen „Bewältigung" das literarische Spektrum, welches der Almanach anbietet, hinreichen wird.

Mit sympathischer Bescheidenheit stellt „Gruppenchef" Fritz Hüser seinerseits die Frage: „Die literarische Öffentlichkeit mag nun entscheiden, ob die neuen Versuche ernstzunehmen sind — die Themen sind es unbedingt —, und ob sich die Anfänge eines neuen ‚Sozialen Realismus' zeigen."

K. D. Bredthauer

TEXTE DER DORTMUNDER GRUPPE 61

— Eine Bibliographie —

NEUE INDUSTRIEDICHTUNG

herausgegeben von Fritz Hüser, Dortmund

Josef Büscher: Gedichte. 1965. 40 Seiten.

Artur Granitzki: Gedichte. 1965. 40 Seiten.

Matthias Mander: Summa Bachzelt und andere Erzählungen. 1966. 48 Seiten.

Günter Westerhoff: Gedichte und Prosa. 1966. 36 Seiten.

Hildegard Wohlgemuth: Gedichte. 1965. 40 Seiten.
Diese Ausgaben im Paulus-Verlag, Recklinghausen, je 2,80 bzw. 3,50 DM.

Christian Geissler: Kalte Zeiten. Erzählung nicht frei erfunden. Hamburg: Claassen. 1965. 122 Seiten. 8,50 DM.

Bruno Gluchowski: Der Durchbruch. Roman. Recklinghausen: Paulus-Verlag. 1965. 151 Seiten. Leinen 9,80 DM.

Bruno Gluchowski: Der Honigkotten. Roman. Recklinghausen: Paulus-Verlag. 1965. 451 Seiten. Leinen 22,80 DM. (Lizenzausgabe bei der Büchergilde Gutenberg 1966.)

Max von der Grün: Männer in zweifacher Nacht. Roman. Recklinghausen: Paulus-Verlag. 200 Seiten. Leinen 12,80 DM. (1. Auflage 1962, 2. Auflage 1963.)

Max von der Grün: Irrlicht und Feuer. Roman. Recklinghausen: Paulus-Verlag. 304 Seiten. Leinen 16,80 DM. (1. Auflage 1963, 2. Auflage 1964.) — (Lizenzausgabe bei der Büchergilde Gutenberg 1965.)

Max von der Grün: Fahrtunterbrechung und andere Erzählungen. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt. 1965. 234 Seiten. Leinen 18,— DM.

Wolfgang Körner: Versetzung. Roman. Recklinghausen: Paulus-Verlag. 1966. 167 Seiten. Leinen 14,80 DM.

H. Günter Wallraff: Wir brauchen dich. Als Arbeiter in deutschen Industriebetrieben. Mit einem Nachwort von Christian Geissler. München: Rütten & Loening. 1966. 160 Seiten. Pappe 14,80 DM.

Bibliographie der Sekundärliteratur sowie Textproben und literarsoziologische Artikel zum Thema folgen. ■

*

Exempel

amerika verteidigt die freiheit
zum beispiel
vietnams
wenn es sein muß
bis zum letzten
vietnamesen
selbstlos
wie üblich
wall street
weiß es zu schätzen
seht
sagt deutschlands kanzler
so
werden auch uns retten
unsere freunde
die amerikaner

carlo bredthauer

*

LAGE EINES AUTORS

Betr.: „Plädoyer für das politische Gedicht"
(Nachtstudio im Südwestfunk)

Über Ihren Brief habe ich mich sehr gefreut. Ich würde Ihnen den Beitrag gern geben, aber ich bin ein junger Schriftsteller und finanziere meine literarischen Arbeiten mit Features und Nachtstudios. Wenn ich Ihnen jetzt den Text zum Nachdruck gebe, wiederholt ihn kein Sender mehr. Darauf aber bin ich angewiesen. Sie werden es sicher verstehen, wenn ich Sie deshalb um Verständnis bitte.

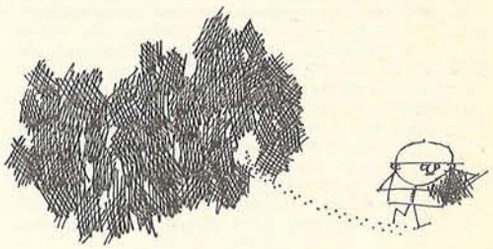
Aber falls Sie das Thema im nächsten Herbst immer noch interessiert, melden Sie sich nur. Dann wäre es mir sogar eine Freude, wenn dieser Beitrag zur politischen Lyrik (der dann freilich mit der nachwachsenden Vietnam-Lyrik ergänzt werden müßte) in Ihren Spalten diskutiert würde . . .

Mit freundlichen Grüßen, bin ich Ihr Horst Bienek, München.

PRO

PRO, die zeitschrift für eine neue literatur, herausgegeben von hans jürgen bulkowski
bisher 3 hefte mit beiträgen von horst bingel, nicolas born, max von der grün, peter faecke, paul schallück, horst wolff, gerhard zwerenz und anderen
mit vollständiger lyrik-bibliografie 1965/66
jahresabonnement (4 hefte) 7,— dm
einzelheft 1,80 dm
probeexemplar gegen porto-voreinsendung
bezug durch den buchhandel
oder direkt durch den verlag PRO 415 krefeld
postfach 2366

BIBLIOTHEK



Hans Magnus Enzensberger: Politische Kolportagen
Frankfurt/M.: Fischer Bücherei (Bd. 763), 1966, 223 S., 3,80 DM.

Herrschte in H. M. Enzensbergers „Politik und Verbrechen" (1964) noch die These vom Ende der Politik in ihrer Konvergenz mit dem legalen Verbrechen vor, so bringt diese Taschenbuch-Auswahl „Politische Kolportagen" nur mehr ein Lamento auf die Unfaßlichkeit der Politik im Medium der Information. Als demokratischer Fetisch quasi parzelliert läßt politische Information den Begriff des Ganzen abstrakt werden, läßt ihn untergehen in der Mannigfaltigkeit einer vermeintlichen Authentizität der Erscheinungen. Von „Politik und Verbrechen" verkürzt sich die Perspektive zu den „Politischen Kolportagen"; die aporetische Dialektik einer Politik an ihrem Ende weicht bloßer Phänomenbeschau.

Das Vergnügen des intellektuellen Comic-strip-Lesers, dem sich der Zugang zur Politik durchs anekdotische Schlüsselloch auftut und dem Politik im Episodischen wie im Mythischen kulminiert — dieses Vergnügen wollen die „Politischen Kolportagen" geißeln. Aber gerade die Fakten, die den Leser von „Politik und Verbrechen" angesichts der Symmetrie legaler und illegaler Handlungen schaudern lassen, spiegeln in der Taschenbuchauswahl nur die ebenso wahre wie triviale Feststellung von der Disparatheit politischer und gesellschaftlicher Erkenntnisse wider.

Von der Banalität des Monströsen sprechen zwar auch die sieben (der ursprünglich neun) Essays. Doch das Erstarren vor dem Ungeheuerlichen (in dem nicht wieder abgedruckten Einleitungsessay „Reflexionen vor einem Glaskasten" und im ebenfalls ausgelassenen Schlußessay „Zur Theorie des Verrats") hat einer beliebig verfügbaren Gänsehaut Platz gemacht vor einem exotischen Grand-Guignol der neueren Geschichte, zu dem der Leser in der Distanz des Voyeurs steht.

Eben die vom Verfasser im neuen Vorwort „Kolportage als Geschichtsschreibung" expressis verbis vorgetragene Kritik an der Unangemessenheit des Begriffs politischer Information aber bleibt abstrakt: in seiner These vom fortschreitenden Regredieren des Bewußtseins und der Imagination auf mehr und mehr historische Bilder und fixe Mythen ist Enzensberger, so recht er damit auch hat, phänomenologisch, undialektisch. Die Dialektik einer in Mythologie zurückschlagenden Aufklärung wird nicht entwickelt.

Die „Scherbenwelt" einer Informationsindustrie erfährt von seiten der Öffentlichkeit, die längst aufgehört hat, kritische Instanz zu sein, ein ausschließlich kulinarisches Interesse. Dem gerade hofiert perfiderweise Enzensbergers Taschenbuchauswahl; mit den theoretisch relevanten Essays wurde zugleich die theoretische Reflexion überhaupt ausgespart. Darüber kann auch das neue Vorwort nicht hinwegtäuschen.

Winfrid Mackenthun

Richard Matthias Müller: Uber Deutschland - 103 Dialoge.
Olten und Freiburg/Brg.: Walter-Verlag, 1965, 174 S., 9,80 DM.

Zahlreich und aktuell sind die politischen Probleme, die Vater und Sohn, die beiden Gesprächspartner in R. M. Müllers Buch „Uber Deutschland", erörtern. Der Problembereich erstreckt sich von der Schuldfrage am letzten Weltkrieg bis zur Frage der Wiedervereinigung, von der Entlassung Rüdiger Proskes bis hin zu der „Tarnorganisation(en) der KPD" in der Bundesrepublik Deutschland. Als Vertreter bestimmter politischer Verhaltensweisen haben Vater und Sohn exemplarischen Charakter; beider Rollen sind von vornherein festgelegt: der Sohn vertritt die kritiklos übernommenen, in der Bundesrepublik offiziell geltenden Ansichten; der Vater, belehrt durch die Erfahrungen in der Vergangenheit, stellt grundsätzlich jede dieser vorgetragenen Ansichten in bezug auf ihre Angemessenheit in Frage. Dabei zeigt er außergewöhnliches dialektisches und pädagogisches Geschick. Indem er Parallelen aus anderen, weniger komplexen Bereichen zu den aufgeworfenen politischen Problemen aufzeigt, zugespitzte Schlußfolgerungen aus den von seinem Sohn geäußerten Meinungen zieht, versucht er diesem die Absurdität seiner Auffassungen zu verdeutlichen. Spottet der Sohn über die propagandistische Sprache der „Zonenmachthaber" (S: „Weißt du, was der ‚Antifaschistische Schutzwall' ist?"), so hält ihm der Vater entgegen: „Weißt du, was die ‚Schandmauer' ist?" Sagt jener autoritätsbefangen: „Aber wo kommen wir hin, Vater, wenn jeder nach seinem Gewissen entscheiden darf, ob er staatliche Gesetze befolgt oder nicht?", so antwortet dieser: „Und wo sind wir hingekommen, weil niemand nach seinem Gewissen entscheiden wollte, ob er staatliche Gesetze befolgen solle oder nicht?" (79. Dialog). Dieses Zitat, das sowohl für die Form als auch m. E. für den Inhalt der Diagloge typisch ist, weist auf die Sorge und die Absicht des Vaters hin: Sorge um die Zukunft Deutschlands und Absicht, den Sohn, der einmal (oder bereits?) diese Zukunft mitbestimmen wird bzw. mitbestimmt, zu befähigen, Pauschalurteile vermeiden, starre Haltungen überwinden und politische Irreführungen entlarven zu können. Ob ihm das gelingt, bleibt im Buche offen; ob es dem Verfasser beim Leser gelingt, mag dieser selbst entscheiden.

Der große Vorzug des Buches besteht vor allem darin, daß hier ein Autor einmal nicht Politica von mehr oder weniger offensichtlichen Partei-Standpunkten her beurteilt, sondern bei seinen Überlegungen ausschließlich die Sache der Vernunft und der Redlichkeit sich selbst und anderen gegenüber vertritt. Als Regeln für verantwortlich demokratisches Verhalten gehören Müllers 103 Dialoge in den Bücherschrank jedes politisch interessierten Deutschen.

H. J. Burbaum

Neuer Realismus?

Dieter Wellershoff: Ein schöner Tag. Roman.
Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1966, 283 Seiten, Leinen, 17,80 DM.

Schön ist es nicht, und auch bei einem Tag hat es kein Bewenden, aber das sind nicht die einzigen Hoffnungen, die unerfüllt bleiben in Dieter Wellershoffs Romanerstling.

Da gibt es einen taperigen Greis und seine Tochter, im Schuldienst verwelkt, und den Sohn, der immer noch studiert, alle beisammen wohnhaft. Aber da gibt es auch die Gegenstände, mit denen der Erfahrungsraum eingerichtet ist, und die Erinnerungen, das Inventar des Bewußtseins, die beide die Bewegungslinien der Figuren bestimmen. Die sind verfangen in einer Geometrie der Zwänge, in der einer die anderen mit der Autorität der alten Gewohnheiten majorisiert, in der zweie einen ums Geld und die liebe Zeit betrügen, in der alle glauben, im Grunde unabhängig zu sein, aber jeder macht jeden für die eigene Isolation verantwortlich, und keiner weiß je warum. Wellershoff rekonstruiert den Käfig, in dem das bürgerliche Miteinander-Füreinander ausgetragen wird, hierzulande und in den sechziger Jahren. Er verzeichnet eine Wirklichkeit, abgedichtet gegen Fabel und Gag, in der sinnlicher Raum aus Einzelstücken, Vorgang aus Phasen besteht. Wer diese Mühe über 277 Seiten verfolgt, fragt sich, wieviel Wahrheit der Text über seine realen Korrelate hat retten können.

Vor Jahresfrist machte Wellershoff sich zum Paten eines neuen literarischen Realismus — nach den Grotesken und den Gegenstandslosen. Was er beschrieb — den Vorrang der sinnlich-konkreten Erfahrungsausschnitte, die begrenzten und flexiblen Perspektiven, die Abstinenz von Sinnmodellen —, war plausibel. Heute lassen sich Roman und Theorie wie wechselseitige Kommentare lesen, und dabei wird nun freilich augenfällig, daß der **Neue Realismus**, wenigstens soweit Wellershoff pro domo gesprochen hatte, ein alter Realismus geblieben ist. Mit dem Widerstand gegen die Schablonen gewohnter Darstellungstechnik war es so ernst nicht gemeint, das lautere Programm leistet Gefälligkeitsdienste.

Dabei wären schon die zehn Einstellungen, die der Roman sich auf seinen Stoff zugesteht, so schlecht nicht geeignet, einen präzisen Perspektivismus zu entfalten. Aber das Spiel mit dem point de vue ist gezinkt. Mit schöner Regelwidrigkeit greift der allwissende Erzähler seinen Figuren unter die Arme, hilft ihnen beim Beobachten und verbessert im gedanklichen Ausdruck. ▶

Studenten brauchen Bücher

ÖFFENTLICHE BÜCHEREIEN bieten
Bücher aller Sach- und Fachgebiete
Bücher zum Studium und für die spätere Berufspraxis
Bücher zu aktuellen politischen, kulturellen und sozialen Themen
Literatur von ihren Anfängen bis zum nouveau roman
Bibliographien, Bücherlisten, Kataloge und Nachschlagewerke geben die notwendigen Auskünfte
Zeitungen, Zeitschriften und Zeitungsausschnitte vermitteln aktuelle Information

in der **STADTBÜCHEREI DORTMUND**
Zentralbücherei: Markt 12
Zweigbüchereien: in allen Stadtteilen und Vororten

Lyrik, asiatische und russische Schöne Literatur sind Sondersammelgebiete der Stadtbücherei Dortmund, die spezielle Anfragen gern bearbeitet

BIBLIOTHEK

Den trivialen Subjekten schlägt die bewegte Perspektive als Gnadenakt zu Buch.
Viel bedenklicher als die Konzession an vorfabrizierte Persönlichkeitsentwürfe scheint freilich die Unbefangenheit, mit der Wellershoff für die Darstellung der Wirklichkeit ein sprachliches Terrain reklamiert, in dem realistische Anstrengung sich erst niederschlagen sollte. Nirgends stoßen sich die Sachen, die Worte bleiben eingefriedigt, ein Tag ist ein Tag, und ein Ei ist ein Ei, und Wellershoff bleibt zuverlässig gegen das Problem des Realismus abgeschirmt, das sich für die Literatur in den Benennungen erst anmeldet. Er möchte bezeugen, daß das einfache Schreiben der Dinge wieder habhaft werden kann, aber der Salto rückwärts mißlingt. Gerade weil er das sprachliche Zwielicht meidet, fehlen seiner Realität die Konturen.
Doch was die Angst vor der Dekomposition dem Erfahrbaren an Plastizität raubt, kommt ihm unversehens wieder zugute; denn Wellershoff bleibt der Askese vom Wagnis auch im Satzbau treu. Hier, in der Endlosigkeit stereotyper parataktischer Reihen spielt die Darstellung einen Zeitbegriff des Erlebens frei, der sich unter sprachlicher Anstrengung leicht verbirgt. Die Syntax wird zum Metronom, das alle Wahrnehmung gleichem Zeitmaß unterwirft und keiner Mythologie der großen Augenblicke mehr Dauer bewilligt. So erweist sich, was unvergleichbar schien, bei Wellershoff als kommensurabel. Der Blick auf die Straße, der Orgasmus und der Gedanke an gestern berühren sich in ihren Zeitwerten auf dem Bewußtseinsstrahl. Hier wird ein Bereich umrissen, in dem Sprache und Wahrnehmung über einander Auskunft geben können. Hier, im Zeitmaß der Abläufe bestätigt die Erfahrung ihre Übersetzung in die Sprache, hier erst wird Realismus denkbar. Wer dem Schutzumschlag leichtfertig eine Neue Welle literarischer Ding-Erlebnisse geglaubt hat, findet in Wellershoffs Roman reichlich Gelegenheit zur Buße.

Daniel v. Recklinghausen

Arno Reinfrank: Auf unserem Stern. Gedichte. Jugenheim (Bergstr.) und Frankfurt/M.; Weltkreisverlag, 1966, 119 S., 5,— DM.

„Wir haben einen politischen Dichter" — so Max von der Grün in seiner Einleitung zum dritten Gedichtband des 1934 geborenen Arno Reinfrank. Der Satz ist nicht falsch. Wir haben, möchte man meinen, deren sogar mehrere, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz. Man findet dergleichen Poeten zum Beispiel — neben Reinfrank übrigens — in Peter Hamms ‚aussichten', und gar nicht so wenige.
So relativiert klingt von der Grüns Satz nach einer Art Singularitäts-, Monopolanspruch, den Reinfranks Gedichte nicht einlösen können. Vergißt man diesen zu großen Maßstab, was sich empfiehlt, dann findet man tatsächlich eine ansehnliche Reihe gelungener Zeilen zu loben. Eben unter den — primär — politischen Versen. Ein Exempel: „Sonntagmorgen"

Suppengeruch am Sonntagmorgen,
während die Kirchenglocken
aus dem Radio läuten.
Unsere Frauen
waschen schimpfend die Kinder
am Spülstein.
Alter Hunger lebt in uns
nach Luft und Suppe,
nach Zeitung und Fußballspiel.
Aus den leeren Bierflaschen
von gestern abend
blickt uns die Zukunft an:
Die Motorräder, die wir
in den Höfen polieren,
sind noch nicht bezahlt.

In solchen lakonisch-sachlichen Zeilen, dicht an der Konkretheit der Details bleibend, gelingt es R., aus Sprache und Tendenz Gedichte von künstlerischer Relevanz zu machen. Da ist ein Ton, der dem Vergleich mit realistischen Gedichten der jungen DDR-Lyrik — z. B. von Volker Braun, Günter Kunert, Rainer Kirsch — oder auch mit den vereinzelten westdeutschen Beispielen — etwa von Eich — kaum auszuweichen braucht. Zwangsläufig wird solchen Versen der Vorwurf des Brecht-Epigonentums gemacht werden. Der Vorwurf, denke ich, läßt sich nachgerade verschmerzen. Man weiß allmählich, wer vorzüglich Interesse daran hat, die brisante Verbindung zwischen lyrischer Kunst und Umgangssprache, freilich eine Leistung Brechts — aber nicht sein Patent, im Museum Literaturgeschichte feuersicher abzustellen. Nachtigall . . .
Auch der Versuch, polemische Sachlichkeit am Formzwang traditioneller Strophenmuster, vorzüglich der Volksliedstrophe, zu schärfen, bringt Reinfrank manche gute Zeile ein. Erklärtes Vorbild dazu ist, wie für folgendes Beispiel, oft Heine. Das liegt nahe.
Das Gedicht „Die Radschläger" — Düsseldorf (Heine!) paradigmatisch für ‚Bunzreplik' (Walser) — endet: **Der Staat ist neu, sein Wesen jedoch / ganz wesentlich ein altes. / Es schlägt ein Rad, steht auf dem Kopf, / die Polizei erhalt' es!"**
. . . so gut! Leider — muß man angesichts der Folgen sagen — müht Reinfrank sich aber auch um die Formulierung des — freilich sehr gefragten, freilich von wem! — ‚Positiven'; „er bringt Bilder von wunderbarer Poesie . . ." findet Max von der Grün.
Man weiß, dergleichen zu bringen, ist heutzutage, nicht ohne historischen Grund, ein happiges, unsicheres, folglich gemiedenes Unterfangen. So neigt man zur Nachsicht für den, der sich trotzdem auf einen Versuch einläßt mit dem Gutenschönenwahren.
Aber Kritik ist sicher nützlicher als ein mokantes Schweigen, wenn man den Dichter in Gefahr sieht, in klischeevermittelte Scheinwelt abzugleiten (Beispiel dafür: man vergleiche ein so unscharfes Frühlingsbild wie „entlang des Bachs entfaltet sich / der Wiesenzauber" mit den unvermittelt-klaren Bildern im zitierten „Sonntagmorgen").
Der Weg unkritisch übernommener Tradition, besonders eines unreflektierten ‚progressiven' Optimismus, so verlockend glatt er ist, hat sich auch für Reinfrank als Holzweg erwiesen. Man wünscht sich, er merkt's. Bald. / Wenn in Gesellschaft so guter Verse gefunden wie bei Reinfrank, macht unfreiwillige Komik folgender Art wenig Spaß: „Wir sagen Ja zu unsren Körpern, / den sonnenheißen, duftgewölbten (!) . . ." oder: „Mit Ticken wirkt die kleine Uhr / am Zeitenbau." — Wo und in welchem Jahr lebt der Verfasser solcher Sprüche! Ist er tatsächlich identisch mit dem Autor so treffender Formulierungen, wie der Text „Die falschen Neros" sie bietet: „. . . Noch immer vertrauen sie / dem Schild, auf den wir sie nicht hoben, / und dem Schwert, / für das wir bezahlen. / Das große Hiroshima verbrannten sie / ganz ohne Gesang. / Offensichtlich zu zahlreich / sind die Feuer für Musik. / Was sollen wir da denken, / da wir selber singen? / **Was sollen wir da singen, / wenn nicht das Lied gegen sie?"** Eben. Fazit, frei nach von der Grün: Man darf auf einen neuen politischen Dichter hoffen; sein Name: Arno Reinfrank.

K. D. Bredthauer

Das Allerletzte
Freiwillig gegängelt

Leider war es mir nicht möglich, Ihren Brief eher zu beantworten. Ich möchte aber meinem Befremden darüber Ausdruck geben, daß Sie mir zur Beantwortung Ihres Schreibens einen Termin gesetzt haben.
In die Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und dem Direktor unserer Schule möchte ich mich persönlich nicht einmischen. Ich habe als Schulsprecher auch nicht das Recht dazu. — Mein Rechtsempfinden sagt mir aber, daß trotz Bestehens der Schülermitverwaltung die Hausherreigenschaft dem Direktor nicht abgesprochen werden kann. — Unabhängig davon sind wir in unserer Arbeit als Schülermitverwaltung völlig selbständig und frei. Wir fühlen uns auch weder vom Direktor noch von dem Lehrerkollegium bevormundet oder gar behindert.
Da die Klassen- und Schulsprecher durch die Übernahme ihres Amtes im Verhältnis zu den anderen Schülern schon zusätzlich belastet sind, bitte ich um Verständnis dafür, daß wir die Auslieferung von Zeitungen nicht übernehmen können. — Jeder Schüler hat ja die Möglichkeit, bei Interesse, Ihre Zeitung im freien Handel zu erwerben.

Hochachtungsvoll
Eckhard Turowski
Schulsprecher, Goetheschule Bochum

Piet Provo: Diktierte den Wortlaut der Lehrer?

Zur Information unserer Leser

Einige der in der letzten Nummer begonnenen Beiträge sollen zu einem späteren Zeitpunkt wiederaufgenommen werden.

RUHR-WORT

WOCHENZEITUNG
IM BISTUM ESSEN

REGELMÄSSIG LESEN
RICHTIG INFORMIERT

RUHR-REFLEXE Nr. 3, 15. Dezember 1966 — 15. Januar 1967
Herausgegeben im Auftrage der Studentenschaft der Ruhr-Universität Bochum von dem Vorsitzenden des Allgemeinen Studentenausschusses (Roland Ermrich), seinem Stellvertreter (Manfred Skopnik), dem Pressereferenten des AStA (z. Z. vakant), dem Präsidenten der Fachschaftsvertreterversammlung (Frank Rumler) sowie Klaus Dillmann, Michael Stadtler, Wolfgang Wenzel.
Erscheint dreimal im Semester.
Chefredakteur: Raoul D. Huebner (verantwortlich).
Politik und Hochschule: Klaus Dillmann.
Verantwortlich für den AStA-Teil: Roland Ermrich.
Mitarbeiter dieser Nummer: Hans Dieter Baroth, K. D. Bredthauer, H.-J. Burbaum, Hannes Heer, Heinrich Knackstedt, Wolfgang Köllmann, Kurt Lenk, Winfrid Mackenthun, Daniel von Recklinghausen, Dieter Schwarzenau, Joachim Simon, Ernst Venten, Reinhard Zimmermann.
(Berichtigung: „Das Impressum von RUHR-REFLEXE Nr. 2, Seite 30, nennt mich fälschlich als ‚ständigen Mitarbeiter'. Ich habe niemals in irgendwelcher Beziehung zur Redaktion dieser Zeitschrift gestanden." Jürgen Frese.)
Karikatur: Demmel (4), Iken (2), Link (1).
Fotos: DGB-Bildstelle (1), Geisen jun. (1), Keim (1), Mayr (2), Stadt Recklinghausen (1), Wiegand (4).
Anschrift der Redaktion: 463 Bochum, Laerholzstraße 40—I—C—206.
Anzeigenleitung: Christine Schipplick.
Anschrift des Verlages: 463 Bochum, Lennershofstraße 66, Baracke 8 (Studentenschaft).
Bankverbindungen in Bochum: Westfalenbank 509 655, Bank für Gemeinwirtschaft 7 528, Städtische Sparkasse 2 / 7 427.
Druck und technische Beratung: Laupenmühlen & Dierichs, Bochum.
Vertrieb: Anne Henschel.
RUHR-REFLEXE verstehen sich als Forumsblatt, vorwiegend der jungen Ruhr-Intelligenz. Ihre bisweilige Schärfe trifft Linke, Mitte, Rechte, sich selbst.
Ihrer Aufgabe, deutlicher ihrer Pflicht als Studentenzeitschrift suchen sie insofern gerecht zu werden, als sie Gegenstände behandeln, die — dazu in solcher Form — anderswo vorzutragen nicht opportun ist.
Als Organ der *gesamten Studentenschaft* der Ruhr-Universität stellen sich RUHR-REFLEXE *jedem einzelnen* Ruhr-Studenten zur Kundgabe seiner persönlichen Ansicht zur Verfügung. Qualitätsprinzip entscheidet über die Aufnahme von Artikeln.
Beiträge außerhalb der grünen Einlage sind *nicht* mit der Meinung des AStA oder der Studentenschaft identisch. Namentlich, durch Pseudonym oder Initialen gezeichnetete Beiträge müssen nicht dem Dafürhalten der Redaktion entsprechen.
Nachdruck nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages.

„Ich kann nicht verstehen, daß Sie sich hier im Kraftwerk soviel Mühe mit dem elektrischen Strom machen. Bei uns zu Hause drehen wir bloß am Schalter."

IHRE BANK IN QUERENBURG!

In beiden Zweigstellen in Bochum-Querenburg, Lennershofstraße 70 - unmittelbar neben der großen Mensa - und in der Overbergstraße 7, wollen wir Ihnen bei der Abwicklung Ihrer Bankgeschäfte behilflich sein. In beiden Zweigstellen werden unsere Mitarbeiter bemüht sein, Sie fachkundig und individuell, dem privaten Charakter unseres Hauses entsprechend, zu beraten.

Neben der Auszahlung des „Honnefer-Modells" - dies jedoch nur in der Lennershofstraße 70 - können Sie Bankgeschäfte jeder Art in beiden Zweigstellen abwickeln:

Studentenkonten eröffnen sowie Sparkonten, Depotkonten und Gehaltskonten der Universitätskasse.

Die Durchführung des gesamten bargeldlosen Zahlungsverkehrs auf Grund von Daueraufträgen, z. B. Miete, Versicherungen und sonstige wiederkehrende Zahlungen.

Kredite in jeder Form.

An- und Verkauf von Reisezahlungsmitteln.

Abwicklung des Zahlungsverkehrs mit dem Ausland.

Beratung in allen Wertpapierfragen.

Wenden Sie sich daher vertrauensvoll an Ihre

WESTFALENBANK
AKTIENGESELLSCHAFT
BOCHUM HUESTRASSE 21 - 25

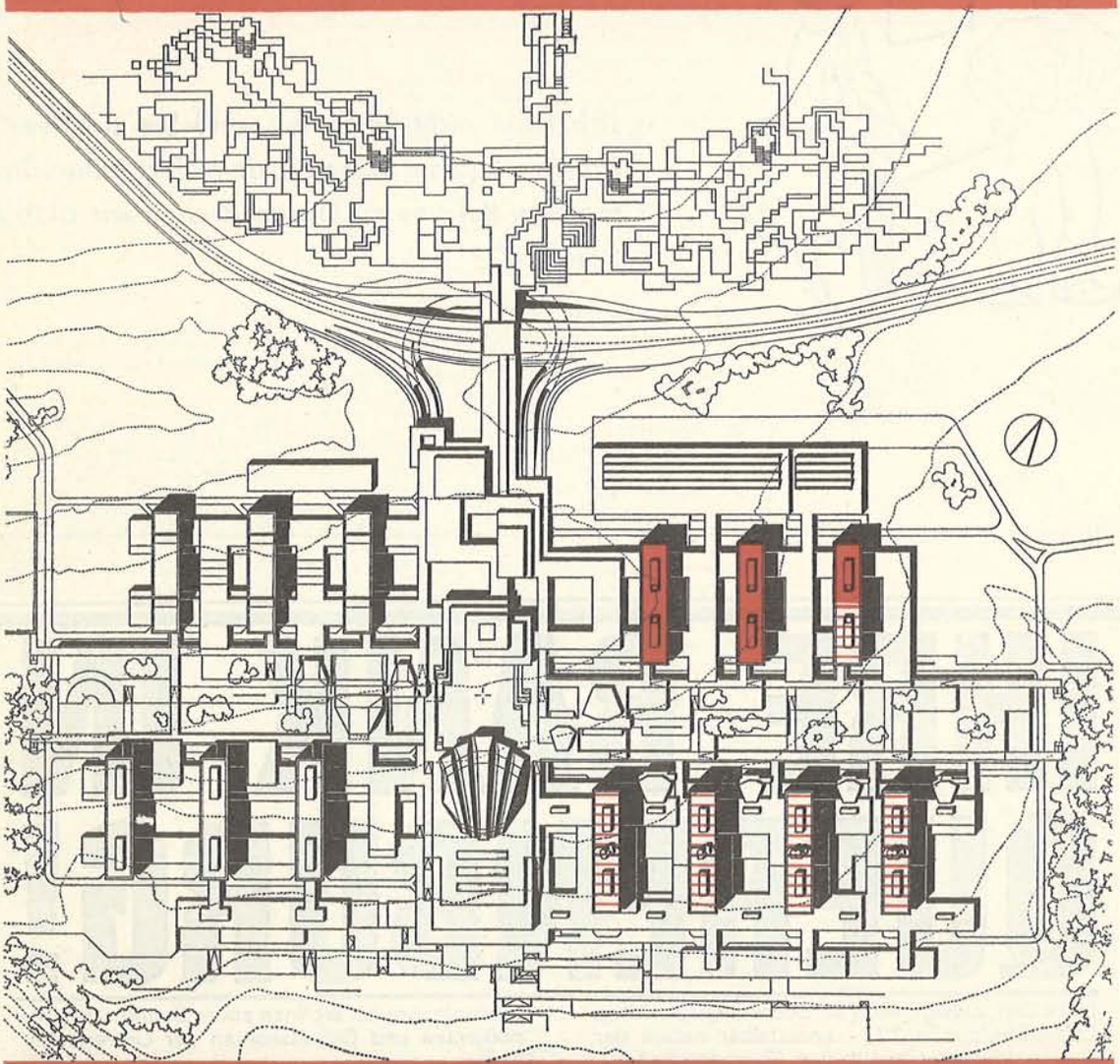
Zweigstelle Ruhr-Universität
Lennershofstraße 70

Zweigstelle Bochum-Querenburg
Overbergstraße 7

Soeben erschienen:

UNIVERSITÄTSFÜHRER

für die Ruhr-Universität



BOCHUM 1967

**erhältlich in der Studentenschaft,
Lennershofstraße 66, Baracke 8, Sekretariat,
und allen Bochumer Buchhandlungen**

Verkaufspreis 1 DM